

Berliner Colloquien zur Zeitgeschichte

47 Mischa Gabowitsch *Umkämpfte Tote. Gefallene Soldaten, Angehörige und der Staat* 54 Kirk Savage *Leere Gräber. Bürgerkrieg und nationale Gedenkpraktiken* 62 Edward Madigan »*The Burden of Our Sorrow*«. Zum Umgang mit den britischen Kriegstoten des Ersten Weltkriegs 72 Heonik Kwon *Brüderlich vereint. Bürgerkriegstote in Vietnam und Europa*

Mischa Gabowitsch *Umkämpfte Tote. Gefallene Soldaten, Angehörige und der Staat**

Der moderne Nationalstaat wäre ohne den Kult um die Gefallenen kaum denkbar. Kaum eine politische Praxis besitzt eine stärkere Legitimationskraft, kaum ein Ritual bindet den Einzelnen enger an den Staat als staatlich organisierte oder eingefasste Gedenken an diejenigen, die als Soldaten ihr Leben für die Gemeinschaft ließen. So ist es ganz selbstverständlich, dass der politische Totenkult,¹ also das Aufkommen der modernen Gefallenenkulte seit der Französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen, meist zwar kritisch und nicht ohne Unbehagen, aber dennoch als nationalstaatliche Erfolgsgeschichte beschrieben wird. Der neue Umgang mit den körperlichen Überresten der Soldaten und deren reale oder metapho-

* Die Beiträge dieser Beilage gehen zurück auf das 12. Berliner Colloquium zur Zeitgeschichte, das unter dem Titel *Dead Soldiers Fighting: War Monuments and Memorials Beyond Memory and Representation* am 20. und 21. September 2013 stattfand. Im Rahmen der von Mischa Gabowitsch konzipierten und von Bettina Greiner koordinierten international besetzten Tagung diskutierten Wissenschaftler verschiedener Disziplinen über Kriegsdenkmäler und Soldatengräber, deren Gestaltung, Nutzung und Deutung sowohl von staatlichen Ansprüchen und Erfordernissen als auch von vielfältigen privaten und lokalen Praktiken geprägt ist.

¹ Reinhart Koselleck/Michael Jeismann (Hg.), *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994.

rische Verbindung mit Erde, Stein, Metall und Landschaft werden auf ihre Funktion für die kollektive Selbstvergewisserung hin befragt, nicht anders als literarische, publizistische und künstlerische Repräsentationen des Kriegs. George L. Mosse etwa behandelt die Errichtung immer neuer Denkmäler und separater Militärfriedhöfe in einem Atemzug mit dem Beitrag Kriegsfreiwilliger, insbesondere Intellektueller, an der Entstehung eines »Mythos der Kriegserfahrung«.² Doch auch veränderte Vorstellungen von Hygiene und eine neue Form der Pietät gegenüber – und gleichzeitig territoriale Distanzierung von – den Toten trugen zum Wandel der Bestattungsformen bei. Spätestens seit dem Ende des US-amerikanischen Bürgerkriegs, des größten westlichen Massenkriegs im 19. Jahrhundert, beeinflusste dieser Sittenwandel auch die Art der Bestattung, genauer: der Wiederbestattung von Soldaten.³

Einen wichtigen Teil dieser Geschichte bilden die konkurrierenden Bemühungen politischer Akteure und Interessengruppen um die staatlich sanktionierte Deutungsmacht über die als Soldaten Gestorbenen. Zahlreiche lokale, nationale und neuerdings vermehrt auch komparative Geschichten des öffentlichen Gedenkens⁴ nehmen insbesondere die Rolle von Kriegsveteranen⁵ und Hinterbliebenenorganisationen⁶ in Augenschein, untersuchen aber auch die Entwürfe einzelner Künstler, Bildhauer oder Landschaftsplaner.⁷ Immer wieder geht es dabei auch um die Frage, welche

2 George L. Mosse, *Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars*, New York/Oxford 1990.

3 Während der Kriegshandlungen selbst gestaltete sich der Umgang mit den Leichen noch chaotisch. Differenziert wurde nicht nur nach Gewinnern und Verlierern einer Schlacht, sondern auch nach Rang. Siehe dazu Drew Gilpin Faust, *This Republic of Suffering. Death and the American Civil War*, New York 2008, S. 61–101.

4 Der von Manfred Hettling und Jörg Echternkamp herausgegebene Band *Gefallenengedenken im globalen Vergleich*. Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung (München 2013) dürfte, was den komparativen Zugang zum Thema anbetrifft, auf lange Jahre unerreicht bleiben.

5 Etwa Christian Saehrendt, *Der Stellungskrieg der Denkmäler*. Kriegerdenkmäler im Berlin der Zwischenkriegszeit (1919–1939), Bonn 2004, zu sozialdemokratischen und nationalistischen Veteranenverbänden in der Weimarer Republik sowie zu rivalisierenden Versuchen der politischen Inanspruchnahme der Toten von rechts und links; Natalia Danilova, »Kontinuität und Wandel. Die Denkmäler des Afghanistankrieges«, in: *Osteuropa* 4–6/2005, S. 367–386. Ein separates, aber nicht ganz von dem des Gedenkens zu trennendes Thema stellt die (erfolgreiche oder gescheiterte) Konstituierung von Kriegsveteranen als Bedarfs- und Anspruchsgemeinschaft dar. Siehe z.B. Mark Edele, *Soviet Veterans of the Second World War. A Popular Movement in an Authoritarian Society, 1941–1991*, Oxford/New York 2008; Neil Diamant, »Der gescheiterte Kult. Veteranen und Soldatenfamilien in der Volksrepublik [China]«, in: Hettling/Echternkamp (Hg.), *Gefallenengedenken*, S. 93–121.

6 Beispielsweise Serguei Oushakine, *The Patriotism of Despair. Nation, War, and Loss in Russia*, Ithaca/London 2009, S. 202–258; oder zu Israel Maoz Azaryahu, »Erinnerungsverpflichtung und Erinnerungsgewebe«, in: Hettling/Echternkamp (Hg.), *Gefallenengedenken*, S. 253–280.

7 Siehe beispielsweise Daniel Abramson, »Maya Lin and the 1960s. Monuments, Time Lines, and Minimalism«, in: *Critical Inquiry* 22 (1996), S. 679–709. Zu landschaftsarchitektonischen Debatten finden sich zahlreiche Beispiele etwa in: Joachim Wolschke-Bulmahn (Hg.), *Places of Commemoration. Search for Identity and Landscape Design*, Dumbarton Oaks 2001. Im deutschen Kontext sind derzeit u.a. mehrere vielversprechende Studien zu Robert Tischler, dem langjährigen Chefarchitekten des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, in Arbeit.

Kategorien von Kriegstoten im öffentlichen Gedenken berücksichtigt werden, sei es als Helden oder als Opfer.⁸

Das vielleicht wichtigste Ergebnis der Entwicklung eines modernen Gefallenengedenkens ist hinlänglich bekannt. Galten früher nur Feldherren als gedenkwürdig, hat sich seit den Napoleonischen Kriegen – zunächst in Preußen⁹ – die namentliche Erwähnung und oft auch die individuelle Bestattung jedes Einzelnen zumindest als Ideal durchgesetzt, und zwar trotz aller Unterschiede inzwischen auch in vielen Staaten außerhalb des westeuropäischen und nordamerikanischen Kulturkreises.¹⁰ Bei diesem Prozess, zuweilen als *Individualisierung der Erinnerung* beschrieben,¹¹ handelt es sich jedoch zunächst eher um eine *Vereinzelung*. Der einzelne Soldat wird ja nicht etwa in seiner Einzigartigkeit, Andersartigkeit oder vormilitärischen Identität betrachtet, sondern im Gegenteil anhand weniger standardisierter Variablen definiert, die vor allem aus staatlicher Sicht Bedeutung haben: Vor- und Nachname, Rang, Geburts- und Todesdatum. Der Höhepunkt dieser Form des Gedenkens fiel zusammen mit einem tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel: Wie auch bei den Lebenden waren bei den zu bestattenden Soldaten Vereinzelung und Herauslösung aus lokalen und familiären Zusammenhängen eng verbunden mit dem Aufgehen in neuen, auf den Staat bezogenen und vom Anspruch her demokratischen und egalitären Gemeinschaften. Es war die Blütezeit der homogenisierenden Hochmoderne. Zugespitzt ließe sich sagen: Wer sich mit den knappen Daten auf den in Reih und Glied aufgestellten Grabsteinen¹² zufriedengibt und meint, sie erfassen das Individuelle, hat bereits gelernt, »wie ein Staat zu sehen«¹³ – und zu gedenken.

8 Wenig Systematisches ist bislang über die geopolitische Bedeutung von Kriegsdenkmälern und Soldatengräbern geschrieben worden. Dies mag damit zu tun haben, dass ein großer Teil der Forschungsliteratur sich auf britische oder US-amerikanische Militärfriedhöfe und Gedenkstätten bezieht und diese meist unter dem Gesichtspunkt innenpolitischer Debatten darüber untersucht, ob Gefallene am Ort ihres Todes bestattet oder in die Heimat zurückgeholt werden sollen. Im Hinblick auf sowjetische Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg zahlreicher als andere Alliierte auch außerhalb der eigenen Staatsgrenzen ihr Leben ließen, lässt sich die geopolitische Frage kaum ausklammern, waren doch deren Grabstätten nicht zuletzt ein Argument für die fortbestehende militärische Präsenz im neuen sowjetischen Einflussgebiet nach Kriegsende – ja in gewisser Weise Teil dieser Präsenz. Wichtige Überlegungen zum Thema, wiewohl auf die Kriegserinnerung im Allgemeinen und weniger auf das Gefallenengedenken oder Soldatengräber bezogen, formuliert Tatiana Zhurzenko, »The geopolitics of memory«, *eurozine* 10.5.2007, <http://www.eurozine.com/articles/200705-10-zhurzenko-en.html> [5.3.2014].

9 Manfred Hettling/Jörg Echternkamp: »Heroisierung und Opferstilisierung. Grundelemente des Gefallenengedenkens von 1813 bis heute«, in: dies. (Hg.), *Gefallenengedenken*, S. 123–158, hier S. 130ff.

10 Manfred Hettling, »Nationale Weichenstellungen und Individualisierung der Erinnerung. Politischer Totenkult im Vergleich«, in: Hettling/Echternkamp (Hg.), *Gefallenengedenken*, S. 11–42.

11 Ebd.

12 Die Ähnlichkeit ist oft durchaus beabsichtigt: In den USA etwa war die landschaftsarchitektonische Debatte über Soldatenfriedhöfe vor allem in den 1980er Jahren von der Frage bestimmt, ob Grabsteine auch un militärisch horizontal gestaltet werden dürften, statt durch aufrechte Lage eine Schlachtordnung nachzuahmen. Siehe Michael A. Stern, »The National Cemetery System. Politics, Place, and Contemporary Cemetery Design«, in: Wolschke-Bulmahn (Hg.), *Places of Commemoration*, S. 107–130, hier S. 122.

13 James C. Scott, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, New Haven 1998.

Nichts verdeutlicht die staatliche Vereinnahmung der soldatischen Körper so sehr, nichts ist für den Umgang mit ihnen charakteristischer als die *Wiederbestattung*. Mit Ausnahme von Heiligen und einigen wenigen prominenten Politikern hat keine Kategorie von Toten ein – im wörtlichen Sinn – so bewegtes Nachleben wie diejenigen, die ihr Ende als Soldaten fanden.¹⁴ Dies hat zunächst logistische Gründe. Den Überlebenden fehlt es nicht selten an Zeit, Kraft und Werkzeug, die Toten der eigenen und erst recht der gegnerischen Seite zu beerdigen, geschweige denn an ihren jeweiligen Herkunftsort zu überführen. Bevor man den Weitermarsch oder Rückzug antritt, entstehen oft nur in aller Eile Massen- oder Einzelgräber, die als Provisorien angelegt oder im Nachhinein als solche aufgefasst werden. Zur Umbettung kommt es oft erst Jahre oder gar Jahrzehnte später. Die Entscheidungen, die dann getroffen werden müssen, führen fast zwangsläufig zu einer politischen Aufladung der Überreste. Welche Grabstätten darf man antasten und wer darf, wer soll dies tun? Sollen geografische Herkunft, familiäre Bande, Zugehörigkeit zu einer Nation oder Kriegspartei, militärischer Rang, Leistungen zu Lebzeiten oder die Todesumstände Art und Ort der Wiederbestattung bestimmen, und wie beeinflussen diese Kriterien den Aufwand, mit dem die Suche und Identifizierung betrieben wird? Sollen die Toten an einem zentralen Gedenkort, auf einem Militärfriedhof oder in einem Familiengrab bestattet werden? Wer darf den Text und die Symbolsprache bestimmen, die deuten, warum und wofür die Toten gestorben sind? Sollen die Toten zu den Überlebenden gebracht werden oder die Lebenden künftig zu den Gräbern der Toten reisen müssen?

Solche Fragen stellen sich manchmal sogar wiederholt in Bezug auf dieselben Toten, und auch mehrfache Exhumierungen und Wiederbestattungen toter Soldaten stellen keine Ausnahme dar. Auf der gigantischen Baustelle der Mutter-Heimat-Statue in Wolgograd, der seinerzeit größten Statue der Welt, wurden bei den Vorbereitungsarbeiten 1958 Tausende Tote der Schlacht um Stalingrad geborgen, die zunächst im Herzen des neuen Komplexes bestattet werden sollten. Als sich die Baupläne jedoch änderten, wurden sie zunächst an anderen Orten begraben – einige von ihnen im Jahr 1995 jedoch wiederum umgebettet, als nahe der Statue auf dem Mamajew-Grabhügel ein neuer militärischer Gedenkfriedhof entstand.¹⁵ Wie Heonik Kwon in seinem Essay in dieser Beilage des *Mittelweg 36* schildert, werden im heutigen Vietnam immer öfter die Gebeine von Soldaten, die nach Beendigung der Kampfhandlungen auf Schlachtfeldern ausgegraben und auf Soldatenfriedhöfen an ihrem Heimatort ein zweites Mal bestattet wurden, wiederum exhumiert und in Familiengrüfte umgebettet.

14 Zu den beweglichen Überresten von Heiligen und Politikern siehe aus anthropologischer Sicht Katherine Verdery, *The Political Lives of Dead Bodies. Reburial and Post-Socialist Change*, New York 1999.

15 Zu den Umbettungen bei Errichtung der Anlage siehe Scott W. Palmer, »How Memory was Made. The Construction of the Memorial to the Heroes of the Battle of Stalingrad«, in: *The Russian Review* 68 (2009), S. 373–407, hier S. 387.

Durch die Wiederbestattung provisorisch begrabener Kriegstoter und die mit ihr verbundenen Versuche der Sinnggebung können sich Staaten, aber auch nichtstaatliche Akteure Legitimität sichern. Ist der Anspruch auf eine solche Bestattung jedoch erst einmal etabliert, können Staaten durch Nicht-handeln auch Legitimität einbüßen. Im China des 19. Jahrhunderts, wo zuvor ein Netzwerk von Stiftungen die temporäre Beerdigung fernab der Heimat Verstorbener und deren spätere Überführung an den Herkunftsort organisiert hatte, trug das Unvermögen der kaiserlichen Administration, die Millionen Toten des Taiping-Bürgerkriegs angemessen zu bestatten, zum Niedergang der Qing-Dynastie bei; lokale Eliten hingegen konnten ihre politische Geltung gegenüber dem Zentralstaat ausbauen, indem sie diese Aufgabe übernahmen und Denkmale errichteten.¹⁶ In der späten Sowjetunion hatte der Kult um den Großen Vaterländischen Krieg denjenigen um die Oktoberrevolution als wichtigste Legitimationsquelle politischer Herrschaft abgelöst. Das staatliche Versprechen »Nichts ist vergessen, niemand ist vergessen« wurde jedoch durch freiwillige Suchtrupps Lügen gestraft, die in Wald- und Sumpfgebieten die unbestatteten Überreste Tausender sowjetischer Soldaten zutage förderten, was wiederum zum Legitimitätsverlust des Regimes beitrug.¹⁷

Seit dem amerikanisch-vietnamesischen Krieg hat sich indes vor allem im englischsprachigen Raum eine Kultur des Gefallenengedenkens herausgebildet, die die Toten auf eine ganz neue Art individualisiert, sie nämlich *personalisiert* und rückblickend in den familiären Zusammenhang, ja in ihr Privatleben einbettet, aber den Staat, seine militärischen Ziele und seine Deutungshoheit zunehmend in den Hintergrund drängt. Im Fall der britischen und US-amerikanischen Soldaten, die etwa im Irak oder in Afghanistan ihr Leben lassen, hat dieser Trend nicht zuletzt mit der relativ geringen Zahl der Toten zu tun, die eine individuelle Würdigung zulässt. Daneben spielt aber auch die wachsende Bedeutung der Zurschaustellung des Privaten in der modernen Mediengesellschaft eine Rolle.¹⁸ Allerdings lassen sich auch in vielen anderen Teilen der Welt ähnliche Prozesse der Reprivatisierung beobachten. Vielleicht weisen diese auf so etwas wie ein langsames Zerfallen staatlich eingefassten Gedenkens hin, das sich auch auf Bestattungs- und Wiederbestattungspraktiken auswirkt.

Diese Prozesse haben ganz unterschiedliche Ursachen. In einigen Fällen lassen sie sich durch den Legitimitätsverlust von Kriegen im Allgemeinen oder die mangelnde Akzeptanz konkreter Militäreinsätze erklären. In anderen Fällen gibt die Auflösung oder der militärische und territoriale Rückzug eines Staates den Ausschlag, etwa der Zusammenbruch der Sowjetunion und das Ende ihrer militärischen Präsenz in Europa, der Tausende von Einzelgräbern, Grabstätten und Denkmalen ohne staatliche Obhut und die frühere ideolo-

16 Tobie Meyer-Fong, *What Remains. Coming to Terms with Civil War in 19th Century China*, Stanford 2013, S. 99–134.

17 Nina Tumarkin, *The Living & the Dead. The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*, New York 1994, S. 11–27.

18 Anthony King, »The Afghan War and ›Postmodern‹ Memory. Commemoration and the Dead of Helmand, in: *The British Journal of Sociology* 61 (2010) 1, S. 1–25.

gische und rituelle Einfassung zurückließ. (Einen in gewisser Hinsicht ähnlichen Effekt auf den Umgang mit südvietnamesischen Soldatengräbern, den Heonik Kwon in seinem Aufsatz beschreibt, zeitigte der Sieg des Nordens im vietnamesischen Bürgerkrieg.) Dies führt paradoxerweise zu der Situation, dass Formen des Gedenkens und des Umgangs mit Grabstätten, die ihren Höhepunkt als Teil staatlicher Symbolpolitik erlebten, inzwischen von Einzelnen, Familien und privaten Verbänden weitergetragen werden, häufig in Opposition zu den heutigen politischen Eliten und zur Mehrheitsgesellschaft.¹⁹ Ein anderer Grund kann in der allmählichen Abschwächung ideologischer Positionen und dem damit einhergehenden Schwund des staatlichen Interesses an einer Kontrolle des Gedenkens liegen, wie im bereits erwähnten vietnamesischen Beispiel. Schließlich gibt es Fälle wie etwa China nach 1949, in denen ein mächtiger Staatsapparat von vornherein kaum Interesse daran zeigte, seine Ressourcen in einen spezifischen Kult um Gefallene (sowie überlebende Veteranen) zu investieren und der Bestattungspolitik entsprechend Aufmerksamkeit zu schenken.²⁰

Bei all diesen Entwicklungen handelt es sich nicht etwa um eine Rückkehr zu der Zeit, bevor das Gedenken und das Anlegen von Soldatenfriedhöfen zu einer öffentlichen Angelegenheit, einer *res publica*, wurden. Vielmehr geht es um erneute Aneignungsprozesse, diesmal um die familiäre, aber auch medial-emotionale Aneignung von Bestattungspraktiken, deren Bedeutung für die Allgemeinheit nicht bestritten wird.²¹

Dennoch räumen die Personalisierung von Gedenk- und Bestattungspraktiken und die neue Bedeutung des Familiären auch den Rückblick auf das frei, was in der Erfolgserzählung des Gefallenenkultes lange außen vor geblieben war: auf die Widerstände gegen die Inanspruchnahme der Gefallenen durch Staat und politische Eliten, auf alternative, die toten Soldaten nicht in nationale Narrative einschreibende Praktiken der Bestattung und der Sinngebung, auf Momente des Scheiterns staatlicher Aneignungsprozesse und schließlich auf Kriegstote, die nicht mit ihrer Bestattung in der Gemeinschaft aufgehen und deren Selbstvergewisserung befördern, sondern als Geister fortleben und den Einzelnen an der sozialen Ordnung zweifeln lassen.²²

19 Dies war eines der immer wieder bestätigten Ergebnisse eines von mir geleiteten Projekts, in dessen Rahmen Soziologen, Historiker, Ethnologen und Kulturwissenschaftler in 25 post-sozialistischen Städten in elf Ländern die Feierlichkeiten zum »Tag des Sieges« am 8. bzw. 9. Mai 2013 untersuchten. Näheres zum Projekt unter <http://gabowitsch.net/victoryday> [5.3.2014].

20 Diamant, »Der gescheiterte Kult«. Dies scheint sich allerdings in den letzten Jahrzehnten zu ändern. So wurde 1987 in der Wanping-Festung an der Marco-Polo-Brücke im Südwesten Pekings ein riesiges »Museum des Widerstandskriegs des chinesischen Volkes gegen die japanische Aggression« fertiggestellt und seitdem bereits mehrmals aufwendig renoviert. Im Jahr 2000 kam ein monumentaler Skulpturenpark hinzu.

21 Zur Bedeutung verschiedener Formen der personalisierenden, Intimität herstellenden Aneignung öffentlicher Dinge und Orte für das Entstehen menschlicher Gemeinschaften siehe Laurent Thévenot, »Voicing Concern and Difference. From Public Spaces to Common-Places« in: *European Journal of Cultural and Political Sociology* 1 (2014), im Erscheinen.

22 Meyer, *What Remains*; Heonik Kwon, *Ghosts of War in Vietnam*, Cambridge/New York 2008.

Vor allem aus dieser Perspektive untersuchen die drei folgenden Aufsätze das Gedenken an und die Bestattung von toten Soldaten dreier Kriege: des US-amerikanischen Bürgerkriegs, des Ersten Weltkriegs und des Bürgerkriegs in Vietnam. Der Kunsthistoriker Kirk Savage zeigt anhand eines Kenotaphs auf einem Privatgrundstück in Pennsylvania die Schwierigkeiten auf, die sich im Bürgerkrieg bei der Identifizierung der Toten und der Bestimmung ihrer vielfältigen gesellschaftlichen Rollen stellten. Der Historiker Edward Madigan würdigt die Erfolge der Imperial War Graves Commission, hebt aber auch die gewichtigen Konflikte zwischen der elitär besetzten Kommission und den Hinterbliebenen der britischen Kriegstoten des Ersten Weltkriegs hervor. Der Anthropologe Heonik Kwon schließlich beschreibt die Geschichte der Umbettung vietnamesischer Kriegstoter beider Seiten mit Hegel als eine »Auseinandersetzung zwischen Familie und Staat«.

Die hier versammelten Texte stellen die enorme Bedeutung des öffentlichen Gedenkens an tote Soldaten nicht infrage. Sie weisen aber darauf hin, dass die Toten im Leben mehr waren als nur Soldaten – und dass die Komplexität der sozialen Bezüge durch den Tod nicht aufgelöst wird.

Kirk Savage *Leere Gräber. Bürgerkrieg und nationale Gedenkpraktiken*

In der schönen, sanft geschwungenen Hügellandschaft des südwestlichen Pennsylvania mit ihren Äckern und Feldern liegt, eine Autostunde von Pittsburgh entfernt, an einem abgeschiedenen Hang ein kleiner, von der Welt vergessener Friedhof. Wie so viele ländliche Friedhöfe in den Vereinigten Staaten wurde auch dieser im frühen 19. Jahrhundert angelegt, doch gibt es die Kirche und Kirchengemeinde nicht mehr, zu der er gehörte, und alles, was ihn zuletzt noch vor dem endgültigen Verschwinden bewahrte, war die pflichtbewusste Pflege, die ihm eine örtliche Farmerin angedeihen ließ.¹ Der größte Gedenkstein auf diesem bescheidenen Friedhof ist ein Obelisk, mit dem zwei Brüder gedacht wird, die im Amerikanischen Bürgerkrieg als Freiwillige der Unionsarmee starben. Es fehlt nicht viel, und der Besucher könnte dieses Ehrenmal für George und Jesse Sprowls aufgrund seiner Gestaltung und Beschaffenheit für einen Grabstein halten. Eine Reihe ungewöhnlicher, heute kaum noch lesbarer Inschriften in seinem Marmor macht aber deutlich, dass die sterblichen Überreste der beiden Brüder hier nicht ruhen. Dies ist ein Kenotaph, wörtlich ein leeres Grab, für zwei junge Männer, deren Leichname im Krieg ebenso verloren gingen wie die Hunderttausender Anderer, die man zu ihrer Zeit »die unbekanntenen Toten« nannte.

Mit dem vorliegenden kurzen Essay möchte ich auf das noch weitgehend unerforschte Phänomen des privaten Kenotaphs aufmerksam machen, an das sich grundsätzlichere Fragen zur Krise der unbekanntenen Toten anknüpfen lassen. Diese Krise führte nämlich zur Herausbildung neuer Gedenkpraktiken, die eine – unbeständige, uneinheitliche und nicht unumstrittene – Neuorientierung des Nationalstaats gegenüber den Kriegstoten nach sich zogen.

Die Historiker wissen schon seit langem, dass der Amerikanische Bürgerkrieg in der westlichen Welt einen Wendepunkt markierte, was die Haltung des modernen Nationalstaats zu seinen Pflichten gegenüber den Kriegstoten betraf. Die Vereinigten Staaten waren der erste moderne Staat, der offiziell Verantwortung für die dauerhafte Pflege der Gräber gewöhnlicher Soldaten übernahm und bereits 1862 die gesetzliche Grundlage für die Errichtung nationaler Soldatenfriedhöfe schuf.² Das beispiellose Ausmaß des Sterbens im Feldlager wie auf dem Schlachtfeld jedoch traf das Militär und die Bundesregierung völlig unvorbereitet. Neben vielen anderen Problemen zeitigte etwa das Fehlen eines individuellen Identifikationssystems für die

1 Boyd Crumrine (Hg.), *History of Washington County, Pennsylvania*, Philadelphia 1882, S. 778. Nachruf von Mildred L. Wright, in: *Observer-Reporter*, Washington, PA, 18. April 2005, zitiert nach: <http://www.pa-roots.org/data/read.php?820,374908> [27.11.2013].

2 George L. Mosse, *Gefallen für das Vaterland*. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, übers. von Udo Rennert, Stuttgart 1993, S. 59; Edward Steere, »Evolution of the National Cemetery System 1865–1880«, in: *The Quartermaster Review* 32 (1953), 4, S. 22–24; Catherine W. Zipf, »Marking Union Victory in the South. The Construction of the National Cemetery System«, in: Cynthia Mills/Pamela H. Simpson (Hg.), *The Lost Cause*. Women, Art, and the Landscapes of Southern Memory, Knoxville, TN 2003, S. 27–45.



Ihre Leichen wurden nie gefunden, doch ein Kenotaph erinnert an George und Jesse Sprowls.

Kampftruppen schwerwiegende Folgen für das staatliche Bemühen, die Kriegstoten beizusetzen. Trotz der Mitwirkung der Bundesbehörden spielten Familien und Gemeinden weiterhin eine entscheidende Rolle im Umgang mit den Toten. Wie jüngere Forschungen überzeugend nachgewiesen haben, rangen sie darum, die neuen Realitäten des Massensterbens in den vertrauten rituellen und religiösen Rahmen einzupassen.³

Die Kriegstoten, ruhelose Leichen, gingen physisch, geistig und ideologisch in einer Gesellschaft um, die händeringend nach einer Lösung für die von ihnen aufgeworfenen Probleme suchte. Den größten Unruheherd bildeten dabei »die unbekanntenen Toten«. Hunderttausende von Soldaten, vielleicht sogar die Hälfte aller Gefallenen, galten bei Kriegsende als vermisst oder nicht identifizierbar.⁴ Natürlich gab es das Problem der verlorenen Identität seit eh und je; für die entehrten oder benachteiligten Teile der Gesellschaft wie Sklaven, Sträflinge und Arme gehörte es schon lange zum Alltag. Neu aber war, dass es sich plötzlich zu einer Krise für weiße männliche Bürger auswuchs.

In den 1860er Jahren hatte niemand einen »Fahrplan« für die Lösung dieser Krise. Das Grabmal des Unbekannten Soldaten mit seinen Schreinen und Ritualen entstand erst im Zuge des Gedenkens an den Ersten Weltkrieg. Da nach dem Ende des Bürgerkriegs keine verbindliche Vorgehensweise existierte,

3 Drew Gilpin Faust, *This Republic of Suffering*. Death and the American Civil War, New York, NY 2008.

4 Nach dem offiziellen Bericht des Generalquartiermeisters von 1870 (für eine Zusammenfassung vgl. Steere) erfolgten 58 Prozent der 315 555 bekannten Bestattungen der Union (ob auf Nationalfriedhöfen oder Privatgrundstücken) mit eindeutiger Identifikation der Beigesetzten. Weitere 26 000 Unionssoldaten galten als gefallen, ohne dass ihre Leichen gefunden worden wären. Die Registerführung während des Kriegs war notorisch mangelhaft, sodass man diese Schätzung der gesamten Kriegstoten der Union mit Vorsicht betrachten sollte. Für die Gefallenen auf konföderierter Seite liegen keine vergleichbaren Zahlen vor, doch kann man mit Sicherheit davon ausgehen, dass ein noch größerer Anteil ihrer Kriegsoffer nie identifiziert wurde.

kristallisierten sich an unterschiedlichen gesellschaftlichen Schauplätzen konkurrierende, manchmal auch gegensätzliche Strömungen in der Erinnerung, Aneignung und Mobilisierung der unbekanntenen Toten heraus.

Die meisten Soldaten hatten fürchterliche Angst davor, im Todesfall ihrer Identität beraubt zu werden. In Ermangelung eines offiziellen Systems von Erkennungszeichen ließen sie sich einiges einfallen, um sicherzustellen, dass ihr Name mit ihrem Körper verbunden bleiben würde. Sie befestigten Zettel an der Innenseite ihrer Uniformen oder führten kleine, mit ihrem Namen versehene Bibeln oder Fotos in einer besonders geschützten Innentasche mit sich, ja einige versprachen dem, der sie vor der Namenlosigkeit bewahrte, sogar eine finanzielle Belohnung. Sie wussten, wie leicht ein Toter seines Namens verlustig ging: Feindliche Kombattanten wurden üblicherweise in Massengräbern verscharrt; nach katastrophalen Schlachten wie der von Gettysburg landeten mitunter sogar die Gefallenen der siegreichen Seite in Massengräbern. Bevor die Soldaten die Leichen des Gegners begruben, beraubten sie sie oft ihrer Wertsachen und sogar ihrer Bekleidung, wie es auch zivile Plünderer taten, die nach dem Ende der Kämpfe in Scharen auf die Schlachtfelder strömten.⁵

Manche Soldaten und vor allem Offiziere hatten das Glück, in einem Behelfsgrab mit einem hölzernen Grabbrett beerdigt zu werden, auf dem ein Name oder Initialen und ein Regiment verzeichnet waren. Damit war allerdings keineswegs garantiert, dass die identifizierende Information auf längere Zeit mit dem Leichnam verbunden bleiben würde. Viele dieser Gräber befanden sich auf privatem Ackerland und wurden umgepflügt oder mutwillig zerstört; die Grabbretter, oft hastig aus dünnen, zweckentfremdeten Proviantkisten gefertigt, verrotteten oder fielen um und gingen verloren. Selbst in den neuen Nationalfriedhöfen kam ein Programm zur Aufstellung permanenter Grabsteine erst 1873 auf den Weg, zehn Jahre oder mehr nach der Erstbestattung der Gefallenen am zufälligen Ort ihres Todes. Da die Nationalfriedhöfe nur die Kriegstoten der Union aufnahmen, drohte den Soldaten der Konföderation noch sehr viel eher ein anonymes Begräbnis.⁶

Warum aber diese schreckliche Angst vor dem Verlust der Identität? Die Bewohner der Nord- wie der Südstaaten waren überwiegend protestantisch und glaubten an die Auferstehung des Fleisches. Die meisten Menschen gingen davon aus, dass sich die Seele im Tode vom Körper trennte und in irgendeiner Form direkt in den Himmel oder in die Hölle kam.⁷ Aus christlicher Perspektive sollte es eigentlich keine Rolle spielen, ob ein Grab gekennzeichnet oder wie ein Soldat überhaupt bestattet worden war, denn Gott wusste selbstverständlich, wo sich sein Leichnam befand, und konnte diesen problemlos wiederauferstehen lassen, sofern seine Seele die Erlösung verdiente.

5 Faust, *Republic of Suffering*, S. 65–88 u. 102–121; Gregory A. Coco, *A Strange and Blighted Land. Gettysburg: The Aftermath of a Battle*, Gettysburg, PA 1995, S. 7f., 88, 118.

6 Faust, *Republic of Suffering*, S. 222–226; Steere, S. 24.

7 Dies war die offizielle Lehre nach dem *Bekenntnis von Westminster*, die in Traktaten wie dem von Rev. T. A. Goodwin, *The Mode of Man's Immortality*, New York, NY 1874, noch großzügiger ausgelegt wurde.

Auch wenn die Forschung zunehmend die religiöse Dimension in den Blick nimmt, um den kulturellen Umgang mit den katastrophalen Verlusten des Bürgerkriegs zu erklären,⁸ ändert dies nichts an der Tatsache, dass das Problem der Toten im Rahmen der christlichen Lehre und Praxis nicht zu bewältigen war. Die massiven Ängste, die der anonyme Tod auslöste, künden von einer tiefersitzenden Seelennot, von denen die etablierte Religion alleine die Menschen nicht befreien konnte.

Die Identität der Gebeine war für die Soldaten und ihre Familien deshalb von größter Bedeutung, weil, wie ein Geistlicher schrieb, die Lebenden nur durch die Präsenz einer körperlichen Gestalt oder der Überreste dieser Gestalt an den Toten festhalten und mit ihnen kommunizieren konnten. So »unersetzlich« war jene leibliche Verbindung, dass die Trauernden den Leichnam oder die Kleidung, die er getragen hatte, nur widerwillig aus der Hand gaben – Letztere »war aufgrund ihrer vormaligen Verbindung mit dem dahingeschiedenen geliebten Menschen immer noch heilig«.⁹ Umgekehrt waren jene, die sich unmittelbar vom Tode bedroht sahen, verzweifelt darauf bedacht, dass sie den Lebenden, die sie erkennen und für sie sorgen würden, nicht abhandeln könnten. Diese wechselseitige Beziehung musste zerbrechen, wenn der Körper nach dem Tod verschwand, wenn der Name vom Leichnam getrennt wurde. In diesem Moment starb der Tote noch einmal, ging er der Welt verloren und die Welt ihm.

Man selbst zu sein, war letztlich eine Frage der Verbundenheit; ohne Verbundenheit erlosch das Selbst. Das Selbst war kein Ding an sich, sondern eine Beziehung zwischen Dingen, die wir heute als Netzwerk bezeichnen könnten. Auf einem von Alexander Gardners berühmten Fotos von der Schlacht am Antietam im Jahre 1862 sehen wir diese Vorstellung am Werk: In ein Grabbrett aus Kistenholz, das in einem Erdhaufen steckt, ist mit einem Soldatenmesser die Inschrift »J. A. Clark/7th Mich.« eingeritzt.¹⁰ Vierzehn alphanumerische Zeichen verorten den hier Begrabenen in wenigstens drei sozialen Netzwerken: einer patrilinearen Verwandtschaft, einer nationalen Militärorganisation und einer Ortsgemeinschaft (das 7. Michigan-Regiment rekrutierte seine Truppen aus dem Monroe County). Diese drei Netzwerke sagten viel darüber aus, welchen Platz der gefallene Soldat in seinem sozialen Universum eingenommen hatte. Wurden diese 14 Zeichen aber von seinem Leichnam getrennt, so verschwand mit ihnen buchstäblich sein Platz in der Welt.

Die behelfsmäßige Grabtafel verzeichnete mithin die »Metadaten«, die den Leichnam zwar nicht vor der physisch-chemischen, wohl aber vor der soziokulturellen Auflösung bewahrten. Anders als die Konservierung durch eine Einbalsamierung, die mit Ruhe und Bedacht erfolgt, wurde die Konservierung durch das provisorische Grabbrett in großer Eile vorgenommen und

8 Neben Faust vgl. Gary Laderman, *The Sacred Remains. American Attitudes Toward Death, 1799–1883*, New Haven, CT 1996; sowie Mark Schantz, *Awaiting the Heavenly Country. The Civil War and America's Culture of Death*, Ithaca, NY 2008.

9 Goodwin, *Mode of Man's Immortality*, S. 169.

10 <http://www.loc.gov/pictures/item/cwp200300529/PP/> [7.12.2013].

Nach der Schlacht am Antietam (1862), bei der an nur einem Tag 3600 Soldaten ums Leben kamen, bestattete die Unionsarmee nur die eigenen Toten: der Leichnam eines Konföderierten neben dem behelfsmäßigen Grab von J.A. Clark.



© Library of Congress

versprach keinen dauerhaften Schutz. Für den Betrachter eines Schlachtfelds im Jahr 1865 war der Anblick einer herrenlosen Grabtafel so entsetzlich wie der nicht bestatteter Menschenknochen auf offener Straße. Nachdem er in Cold Harbor, Virginia, an einem Dutzend Skelette in Unionsuniform vorbeigekommen war, die in der prallen Sonne vor sich hin bleichten, »hob er ein kleines Grabbrett auf, das in verwitterten Lettern den Namen von ›Corporal Lawrence Shuster, Eighty-second Pennsylvania Regiment‹ trug«. ¹¹ Das von seinem körperlichen Anker losgerissene und durch anonyme menschliche Überreste geisternde Grabbrett war ein schockierend konkretes Bild der völligen Ablösung der Identität von ihrem Träger, die damals so viele Menschen umtrieb. Der unglückliche Shuster ließ seine Familie und sein Leben in Philadelphia hinter sich zurück und zog in den Krieg, der ihn trotz aller Bemühungen seiner Kameraden verschlang, sodass nur noch sein Name ziellos über ein Meer unbekannter Leichen trieb. ¹²

In diesem extrem aufgeladenen Kontext durchkreuzter Begräbnisse und zerbrochener Identitäten breitete sich auf einmal das Phänomen des privaten Kenotaphs aus. Wie verbreitet es tatsächlich war, ist schwer zu sagen, weil die verfügbaren Daten nach wie vor weitgehend anekdotischen Charakters sind. Auf zahllosen Friedhöfen überall im Osten der Vereinigten Staaten, im Nor-

11 John H. Taggart, »Around Richmond«, in: *Philadelphia Inquirer*, 28. April 1865, S. 2.

12 Die Leser des *Philadelphia Inquirer* wussten, dass das 82. Pennsylvania-Regiment eine in Philadelphia rekrutierte lokale Einheit war; wahrscheinlich wussten sie auch, in welchem Viertel der Stadt die Pennsylvania-Deutschen lebten und Shuster somit zu Hause gewesen war.

den wie im Süden, errichteten Familien Scheingräber, um ihrer Angehörigen zu gedenken, die im Krieg gestorben und verschollen waren. Manchen Familien gelang es, die sterblichen Überreste aus ihren ursprünglichen Kriegsgräbern zu bergen und auf Hunderte von Meilen entfernte Heimatfriedhöfe umzusetzen. Eine viel größere Zahl von Hinterbliebenen aber konnte ihre Toten nicht finden oder hatte schlicht nicht die Mittel, um überhaupt nach ihnen zu suchen.

Eine gut erforschte Namensliste der Toten eines Regiments, nämlich des 154. New Yorker Infanterieregiments, zeigt, dass von 225 Kriegsgefallenen nur 9 Prozent an ihrem Herkunftsort bei ihren Verwandten begraben wurden. Über die Hälfte der Opfer, 54 Prozent, wurde nie gefunden. Einem Fünftel dieser unbekanntem Toten, 25 Soldaten, sind Kenotaphe auf örtlichen Friedhöfen gewidmet. Zusätzlich wird sieben der 83 identifizierten Gefallenen, die auf Militärfriedhöfen liegen, in den Friedhöfen ihrer Heimatgemeinden ebenfalls mit Kenotaphen gedacht. Zwar scheinen diese Daten lückenhaft, doch decken sie sich im Großen und Ganzen mit dem, was wir aus Berichten auf Bundesebene über Soldatenbegräbnisse wissen.¹³

Das Beispiel des Kenotaphs für die Sprowls-Brüder im südwestlichen Pennsylvania hilft, die lückenhaften Daten zu diesem Thema lebendig werden zu lassen. Diese beiden Söhne eines wohlhabenden Schafzüchters traten in das 140. Pennsylvania-Regiment ein. Jesse fiel im Juli 1863 in Gettysburg, sein Leichnam wurde nie gefunden. George ließ seinen toten Bruder auf dem Schlachtfeld zurück und blieb bei seinem Regiment, bis er im Mai 1864 in Virginia verwundet und gefangen genommen wurde. Sein Name tauchte zum ersten Mal am 1. Juni in einer Lokalzeitung unter den »Vermissten« auf; anscheinend kam er in ein Lazarett der Konföderierten und von dort in das Kriegsgefangenenlager von Andersonville, Georgia, obwohl er in dessen Verzeichnissen nicht auftaucht. Womöglich starb er dort, wie so viele Unions-soldaten, doch will ihn ein Mann aus seinem Heimatbezirk später in Virginia auf dem Weg nach Hause gesehen haben. Wie unzählige andere Angehörige von Vermissten wartete die Familie Sprowls wahrscheinlich jahrelang auf ihn, bis sie sich schließlich in die Einsicht fügen musste, dass ihr vermisster Sohn das Schicksal so vieler anderer teilte und zu einem »unbekanntem Toten« geworden war.¹⁴

Der Obelisk, den die Familie aufstellen ließ, zeichnet sich durch seine aufwendigen, schmerzerfüllten Inschriften aus, die den örtlichen Steinmetz offensichtlich an seine Grenzen brachten. Seinen höchst eigenwilligen Worttrennungen und Zeilenumbrüchen nach zu urteilen, hatte dieser es wohl nie zuvor mit einem so langen und vertrackten Text zu tun gehabt. Möglich, dass

13 »The Hardtack Regiment: Roster of the 154th New York«, online unter: http://www.hardtackregiment.com/roster_a_f.html [6.12.2013]. Aus den Daten ist nicht immer ersichtlich, ob es sich bei einer »unbekanntem Bestattung« um einen fehlenden Leichnam oder einfach nur um ein Grab handelt, das noch nicht identifiziert wurde.

14 »Wounded in the 140th Regiment«, in: *Washington Reporter*, 1. Juni 1864; Hugh J. Dobbs, *History of Gage County, Nebraska*, Lincoln, NB 1918, S. 1093; B. F. Powelson, *History of Company K of the 140th Regiment Pennsylvania Volunteers*, Steubenville, OH 1906, S. 76.

die Familie das Kenotaph ursprünglich in der schwachen Hoffnung errichten ließ, George könnte doch noch heimkehren. Die Gravuren auf angrenzenden Seiten des Sockels gedenken jedem der Brüder in ähnlicher Form und Tonlage, nur dass die für George mit einem ungewissen Ton endet, wenn sie sich auf Andersonville bezieht, »dieses Gefängnis voller unsäglichem Schrecken und Leid«, in dem sich »alle weiteren Spuren seines Schicksals verlieren«. Auf der Rückseite des Grabmals wurde jedoch zusätzlich noch eine dritte Inschrift angebracht – womöglich erst einige Jahre später, als alle Hoffnung aufgegeben war. Sie hebt in ganz ungewöhnlicher Weise mit einer direkten Anrede an: »Armer George, ach ...« Die Inschrift versucht, den Schmerz der Zurückgebliebenen nicht nur über seinen Tod und den Verlust seiner sterblichen Hülle, sondern auch über den Schleier des Geheimnisvollen auszudrücken, der ihn unverändert umgibt – die Qual, nicht zu wissen, wo er starb, wie er starb oder auch nur in welchem Alter. Es ist eine Grabschrift über die Unfähigkeit der Familie, eine angemessene Grabschrift aufzusetzen. Ohne ein solches anständiges Epitaph wird George »zu einem weiteren jener zahlreichen Opfer, nach deren Rückkehr liebende Blicke so oft vergeblich Ausschau gehalten haben«. Das Kenotaph verbindet George also mit einer nationalen Gemeinschaft von Opfern, was umso mehr ins Auge sticht, als das Wort »Opfer« im öffentlichen Diskurs über die Kriegstoten der Union im Allgemeinen ungebräuchlich war; ich habe es auf keinem einzigen der Bürgerkriegsmahnmale gesehen, die von einer Stadt oder irgendeiner anderen Körperschaft errichtet wurden, im Norden so wenig wie im Süden. Obwohl also die Sprache des Kenotaphs zutiefst von den konventionellen Gefühlen des Nationalstolzes und des Christentums geprägt ist, obwohl seine Inschriften auf »jene heitere Welt« vorausweisen, »in der niemals der Schlachtendonner rollt und man aller Sorgen ledig ist«, sind sie ganz dem Hier und Jetzt verpflichtet, dem Kummer der Familie über den Verlust der Leichname und der letzten Geschichten ihrer Söhne.

So eindringlich sein Text auch ist, ist das Kenotaph der Sprowls-Brüder eindeutig mehr als sein Text, mehr als ein bloßes Symbol. Auch wenn ihm die physische Präsenz der beiden Leichname fehlt, verfügt doch der Obelisk selbst über eine eigene physische Präsenz. Er nimmt einen Platz ein, der für die Toten von Bedeutung gewesen war, auf einem Grund und Boden, über den die beiden jungen Männer viele Male geschritten sein müssen. Das Kenotaph wirkte wie ein wiederhergestellter Körper in Stein, mit dem die Fragmente der zerbrochenen Identität beider Brüder an einem ganz bestimmten Ort wieder zusammengeführt und zu einem Ganzen vereint werden konnten. Diese verkörperte Körperlosigkeit machte das Kenotaph faktisch zu einem verwunschenen Objekt von eigener Handlungsmacht, die sich auf den Bereich zwischen den Welten der Lebenden und der Toten erstreckte.¹⁵ Meine eigene Reaktion auf das Kenotaph war nicht nur durch die Geschichten der beiden Verstorbenen geprägt, die auf seiner steinernen Säulenplatte

15 Alfred Gell, »The Technology of Enchantment and the Enchantment of Technology«, in: Jeremy Coote/Anthony Shelton (Hg.), *Anthropology, Art and Aesthetics*, Oxford 1992, S. 40–66.

erzählt werden, sondern auch durch die beklemmenden Spuren der Eltern, der Angehörigen und der Kirchengemeinde, die es ersannen und dann immer wieder aufsuchten, um dort ihre Tränen zu vergießen. Ich fühlte mich ebenso sehr von ihren Geistern umgeben wie von denen der beiden Männer, derer das Kenotaph gedachte.

Im Jahr 1863 hatte der berühmte abolitionistische Geistliche Henry Ward Beecher seine trauernde Gemeinde mit dem Argument getröstet: »Die für eine gute Sache sterben, sind vom Tode erlöst, ihre Namen erfasst und gesammelt.« Für Beecher war das »Erfassen« und »Sammeln« der Namen Sache einer dankbaren Nation; wie er in seiner Predigt sagte: »Er *war* Ihr Sohn; nun ist er der der Nation.«¹⁶ In Wirklichkeit jedoch begannen die ersten Versuche, Namen zu erfassen und zu sammeln, auf lokalerer, begrenzterer Ebene und wurden getragen von jenen, die sich nicht so leicht dazu bereit fanden, auf ihre familiären Ansprüche zu verzichten. Leidtragende Familien wie die Sprows verhielten sich loyal gegenüber ihrer Nation und ihrer Religion, mussten aber erst einmal die verlorengegangenen sterblichen Überreste und die in alle Winde zerstreuten Identitäten ihrer Toten verarbeiten – ein Dilemma, das höher zielende Abstraktionen wie die zitierten noch nicht zu lösen vermochten. In den privaten Kenotaphen flickten die Angehörigen die Toten unter dem Banner eines Familiennamens wieder zusammen, der im heimatischen Grund ihrer Gemeinschaft eingepflanzt wurde. Die ersten öffentlichen Mahnmale, zumal im Nordosten der Vereinigten Staaten, weiteten dieses Werk der Familienkenotaphen aus, indem sie die Namen der Toten auf öffentlichen Säulenschaften festhielten, die auf städtischen Grünflächen und kommunalen Friedhöfen aufgestellt wurden.

Unterdessen begannen die Regierungen der Einzelstaaten und des Bundes mit dem langwierigen Prozess, die Toten und ihre Namen zu sammeln, um sie einer höheren Bestimmung zuzuführen. Etwa ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des Krieges erschienen die Namen von George und Jesse Sprows zusammen mit 32 000 weiteren auf den Bronzetafeln des riesigen staatlichen Denkmals von Pennsylvania, das auf dem inzwischen verstaatlichten Schlachtfeld von Gettysburg errichtet wurde. Es handelte sich um die weltweit größte Versammlung von Namen auf einem Mahnmal, das die weitaus bekannteren Schlachtendenkmale des Ersten Weltkriegs um einige Jahrzehnte vorwegnahm.¹⁷ In der räumlichen und zeitlichen Distanz zwischen den kleinen privaten Kenotaphen und dem gewaltigen kollektiven Monument hatte sich Beechers alte Behauptung – »er war Ihr Sohn; nun ist er der der Nation« – auf spektakuläre Weise materiell verwirklicht.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

16 Henry Ward Beecher, »Thanksgiving Sermon«, in: *The Independent*, 3. Dezember 1863, S. 2.

17 Die 32 114 Namen auf dem Pennsylvania Memorial (1910) sollten von den 54 389 Namen auf dem Menin-Tor in Belgien (1927) in den Schatten gestellt werden.

Edward Madigan »The Burden of Our Sorrow«. Zum Umgang mit den britischen Kriegstoten des Ersten Weltkriegs

Ein Jahrhundert nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs ist keiner seiner Veteranen mehr am Leben. Selbst Menschen, die die Jahre von 1914 bis 1918 als kleine Kinder erlebt haben, weilen kaum noch unter uns. Rein zeitlich gesehen ist uns der Krieg inzwischen so fern, wie es denen, die ihn mitgemacht haben, die Napoleonischen Kriege waren. Obwohl es also keine lebendige Erinnerung mehr an dieses Schlüsselereignis der Weltgeschichte gibt, ist es im gesamten Vereinigten Königreich nach wie vor von größtem öffentlichem und wissenschaftlichem Interesse. Diese Aufmerksamkeit dürfte sich im Zuge der Gedenkveranstaltungen zu den hundertsten Jahrestagen seiner wichtigsten militärischen Etappen zwischen 2014 und 2018 noch einmal verstärken und wohl auch ihren Höhepunkt erreichen. Was genau es mit dem britischen Interesse am Ersten Weltkrieg auf sich hat, ist eine komplexe Frage.¹ Wenn aber die mediale Berichterstattung und die aufrichtige Anteilnahme, wie sie die alljährlich im November überall im Land stattfindenden Gedenkfeiern erkennen lassen, auch nur im Entferntesten als Hinweis taugen, dann ist die Erinnerung an diesen Krieg für viele Briten etwas sehr Persönliches.

Das emotionale Echo des Ersten Weltkriegs in Großbritannien führt dazu, dass die Frage, was er uns zu sagen habe und wie er zu erinnern sei, selbst von vielen Menschen mit einem begrenzten Verständnis von der Dynamik des Konflikts sehr leidenschaftlich beantwortet wird. Besonders deutlich zeigte sich dies an den Reaktionen auf einen Anfang des Jahres in der *Daily Mail* erschienenen Artikel des britischen Bildungsministers Michael Gove. Der Beitrag äußerte scharfe Kritik an dem, was Gove als die vorherrschende »Blackadder«-Sicht auf den Krieg versteht, in der der Krieg als »ein planloses Desaster« erscheine, was den »Patriotismus, die Ehre und den Mut« derjenigen herabwürdigte, die in ihm ihr Leben ließen.² Seine Bemerkungen trafen sogleich auf heftigen Widerspruch. Zu Wort meldeten sich sein Gegenspieler Tristram Hunt, bildungspolitischer Sprecher der Labour-Partei, Londons Bürgermeister Boris Johnson sowie eine Reihe anderer prominenter Stimmen, darunter die von Historikern wie Richard J. Evans und Anthony Beevor.³ Diese in aller Öffent-

1 Einen aktuellen Überblick darüber, in welchem Ausmaß der Erste Weltkrieg immer noch seinen Schatten auf das soziale, kulturelle und politische Leben Großbritanniens wirft, bietet Ross Wilson, *Cultural Heritage of the Great War in Britain*, Farnham 2013.

2 Michael Gove MP, »Why does the Left insist on belittling true British heroes?«, in: *The Daily Mail*, 2. Januar 2014. *Blackadder Goes Forth*, eine Sitcom in sechs Folgen, die 1989 im britischen Fernsehen ausgestrahlt wurde, dreht sich um Captain Edmund Blackadder, einen an der Westfront stationierten britischen Offizier. Trotz ihres großen Publikumerfolgs wird der Serie allgemein nachgesagt, sie zementiere einige der zentralen Mythen über den Ersten Weltkrieg, die sich in den Nachwehen des Konflikts herausbildeten und in den 1960er Jahren verfestigten.

3 In seiner am 4. Januar 2014 im *Guardian* erschienenen Reaktion ließ Tristram Hunt es sich nicht nehmen, Goves Instrumentalisierung des Ersten Weltkriegs für »parteilichtische« Zwecke als »geschmacklos« zu bezeichnen. In einem Artikel mit dem Titel »Germany started the Great War, but the Left can't bear to say so«, der am 6. Januar in *The Telegraph* stand, forderte Boris Johnson daraufhin Hunt zum Rücktritt auf. Auch in Deutschland wurde die Debatte verfolgt. In der *Welt* erschien am 9. Januar ein entsprechender Bericht unter der Überschrift »Britischer Minister gibt Deutschen die Kriegsschuld«.



© Wikimedia Commons / Johan Bakker

Schon seit 1927 erinnert das Menin-Tor in Belgien an die Gefallenen des Ersten Weltkriegs.

lichkeit ausgetragene Debatte, die in den meisten anderen kriegsbeteiligten Ländern in dieser Form kaum denkbar wäre, verrät, welches Erregungspotenzial sich mit dem Ersten Weltkrieg im Großbritannien des 21. Jahrhunderts immer noch verbindet: Er löst starke Gefühle aus und führt schnell zu empörten Reaktionen. Doch während die Deutung des Krieges unter den politischen Kommentatoren und auch in der Bevölkerung höchst umstritten ist, herrscht eine bemerkenswerte Einigkeit darüber, dass seinen Opfern ein ehrendes und respektvolles Andenken bewahrt werden soll.

Die Hochachtung, die den Toten beider Weltkriege in Großbritannien entgegengebracht wird, findet ihren Ausdruck in der heute fast allgemeinen Sitte, im November eine Mohnblume am Revers zu tragen. Auch die feierlichen Zeremonien, die am britischen Volkstrauertag am Ehrenmal in Whitehall und im ganzen Königreich abgehalten werden, zeugen davon. Ein weiteres Indiz für das intensive britische Interesse an den Kriegstoten und für den Respekt, den man ihnen zollt, ist der verbreitete und offensichtlich immer weitere Kreise erfassende Wunsch, die ehemalige Westfront zu besuchen.⁴ Jahr für Jahr erweisen Zehntausende britische Bürger aller Altersklassen und Gesellschaftsschichten auf Friedhöfen und an Gedenkstätten in Belgien und Nordfrankreich, die von der Commonwealth (vormals Imperial) War Graves Commission (CWGC) unterhalten werden, den Toten die letzte Ehre. Zu diesen Stätten des Gedenkens und der Trauer zählen das mittlerweile zum Sinnbild für die britischen Kriegsoffer avancierte Menin-Tor in Ypern, der Tyne-Cot-Friedhof in Zonnebeke und das Thiepval-Denkmal an der Somme.⁵ Auch das außerordentlich hohe öffentliche Ansehen, das die CWGC genießt, unterstreicht den Eindruck, dass die britische Bevölkerung, was immer sie sonst über den Ersten Weltkrieg denken mag, in hohem Maße guthießt, wie die Kriegstoten in ihren letzten Ruhestätten beigesetzt wurden

4 Seit den 1970er Jahren hat die Zahl britischer Besucher der früheren Westfront erheblich zugenommen, und die an die Commonwealth War Graves Commission gerichteten Anfragen zu einzelnen Kriegstoten sind von jährlich rund 2 000 im Jahr 1978 auf derzeit nicht weniger als 35 000 pro Jahr gestiegen. Vgl. Dan Todman, *The Great War. Myth and Memory*, London 2007, S. 68.

5 Das Menin-Tor trägt die Namen von fast 55 000 Offizieren und Soldaten des britischen Empire, die auf der Landzunge von Ypern ihr Leben ließen; das Thiepval-Denkmal erinnert an über 72 000 Armeeingehörige, die in der Schlacht an der Somme fielen.

und wie ihrer gedacht wird.⁶ Insofern lohnt es sich, daran zu erinnern, dass die ursprünglichen, unmittelbar nach dem Waffenstillstand unterbreiteten Vorschläge der Kommission für den Umgang mit den Kriegstoten bei vielen trauernden Angehörigen auf scharfe Kritik stießen. Der vorliegende Essay betrachtet zunächst den neuen Charakter und das ungeahnte Ausmaß des Sterbens zwischen 1914 und 1918, um sich dann der nach Kriegsende entbrannten öffentlichen Debatte darüber zu widmen, wie mit den Toten zu verfahren sei. Er schließt mit einigen Anmerkungen dazu, wie Millionen trauernde Bürger des britischen Empire mit den »stummen Städten« der Kriegsgräberkommission versöhnt wurden.

I.

Der sich hinziehende industrialisierte Zermübungskrieg, der von 1914 bis 1918 tobte, stellte zwar kein völlig neues Phänomen dar, doch einen Krieg von dieser Größenordnung, der über einen so langen Zeitraum und mit so ungeheuren Verlusten an Menschenleben geführt wurde, hatte es noch nie gegeben. Das industrialisierte Ausmaß des Tötens bedeutete, dass der – reale oder imaginierte – Tod für viele Europäer zu einem unausweichlichen Teil der Alltagsrealität wurde. Die Opferzahlen in den Schlachten an der Westfront und andernorts waren in der europäischen Kriegführung ohne Beispiel; bis zum Zeitpunkt des Waffenstillstands war die Gesamtzahl auf rund 10 Millionen angestiegen. Entscheidend in unserem Zusammenhang ist, dass die Zahl der Trauernden die Zahl der Gefallenen noch einmal deutlich übertraf. Die Statistiken über die Kriegstoten variieren von Land zu Land,⁷ am Ende des Krieges aber gab es kaum eine Gemeinde in den wichtigsten kriegführenden Staaten, die nicht schmerzliche Verluste erlitten hatte.

Wir sollten uns vor Augen führen, dass Ereignisse mit einer Vielzahl an Todesopfern in den Jahren vor 1914 in Europa keineswegs unbekannt waren. Industrieunfälle kamen in der unmittelbaren Vorkriegszeit in Großbritannien relativ häufig vor. Grubenunglücke kosteten allzu oft sehr viele Menschenleben; so forderte eine Explosion in der Universal-Kohlengrube von Senghennydd, South Wales, im Oktober 1913 nicht weniger als 440 Todesopfer.⁸

6 Der Jahresbericht für 2011–2012 der Commonwealth War Graves Commission nennt eine »Kundenzufriedenheitsrate« von 91 Prozent, weshalb sie zu den besten 5 Prozent von über 400 befragten Organisationen zählt. Der Bericht ist zu finden unter <http://www.cwgc.org/learning-and-resources/publications/annual-report.aspx> [3.3.2014].

7 Eine nicht ganz fehlerfreie, im Großen und Ganzen aber zutreffende Aufstellung der Kriegstoten im Verhältnis zur Gesamtzahl der in allen am Krieg beteiligten Staaten mobilisierten Soldaten findet sich bei Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, München 2004, S. 73.

8 Eine anschauliche Darstellung des Grubenunglücks von Senghennydd bietet John H. Brown, *The Valley of the Shadow. An Account of Britain's Worst Mining Disaster, the Senghennydd Explosion, Port Talbot 1913*. Über die Gefährlichkeit von Bergbauarbeiten vor dem Hintergrund des Ersten Weltkriegs hat Adrian Gregory sogar behauptet: »Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Minenarbeiter in Ausübung seiner Tätigkeit in den Bergwerken ums Leben kam, entsprach in etwa der Wahrscheinlichkeit, mit der ein Angehöriger des Britischen Expeditionskorps am 1. Juli 1916 [dem ersten Tag der Somme-Offensive] in der Schlacht getötet wurde.« Vgl. Adrian Gregory, *The Last Great War. British Society and the First World War*, Cambridge 2008, S. 336.

Ansteckungskrankheiten stellten vor dem Krieg eine weitere bedeutende Todesursache für Jung und Alt dar. Wie Richard Evans gezeigt hat, hatte etwa die örtlich begrenzte Choleraepidemie von 1892 verheerende Folgen für Hamburg, mit geschätzten 10 000 Toten in nur sechs Wochen.⁹ Auch Jay Winter hat die britischen Verluste des Ersten Weltkriegs in einem weiteren Rahmen diskutiert und hervorgehoben, dass Großbritannien statistisch gesehen und entgegen dem allgemeinen Eindruck der Zeitgenossen keineswegs den Verlust einer ganzen Generation zu verkraften hatte.¹⁰ Die Zahl der Todesopfer, die die Streitkräfte des britischen Empire zu verzeichnen hatten, überstieg zwar eine Million, blieb damit aber sowohl im Verhältnis als auch absolut gesehen niedriger als die des französischen, deutschen und russischen Militärs. Man sollte darüber hinaus betonen, dass die meisten britischen Männer, die in den Streitkräften dienten, den Krieg überlebten und heimkehrten. Auch neigen wir manchmal dazu zu vergessen, dass die Mehrheit der britischen und irischen Männer im wehrfähigen Alter während des Kriegs gar nicht eingezogen wurde.

Ungeachtet dieser Einschränkungen jedoch waren britische Zivilisten im Laufe des Krieges in einem bisher nicht gekannten Ausmaß mit schmerzlichen Verlusten konfrontiert, wobei es der völlig neue Charakter des Sterbens im Krieg besonders schwierig machte, den Tod zu verarbeiten. Zunächst einmal wurden Zivilisten, die Angehörige an der Front verloren, im Normalfall mit einiger Verspätung informiert, und die offiziellen Telegramme aus dem Kriegsministerium enthielten keine näheren Angaben darüber, wie der Betroffene ums Leben gekommen war. Die daraus resultierende Unsicherheit über die Umstände des Ablebens eines Soldaten machten es in Verbindung mit der Schwierigkeit, auch nur Zeit und Ort seines Todes zu rekonstruieren, für die trauernden Verwandten umso schwieriger, ihren Verlust wirklich zu akzeptieren. Das Einzige, dessen sich trauernde Zivilisten sicher sein konnten, war, dass ihr Sohn, Mann oder Bruder wohl ein gewaltsames und womöglich qualvolles Ende gefunden hatte.¹¹ Wenn die Familie eines Soldaten von seinem Tod erfuhr, hatte darüber hinaus sein Begräbnis, falls er denn beerdigt worden war, bereits stattgefunden. Die Todesnachricht kam also sehr plötzlich und, was vielleicht noch wichtiger ist, den trauernden Angehörigen blieb die Verarbeitung, wie sie die Teilnahme an einer Beisetzung ermöglicht, versagt. Zudem ließen sich die letzten Ruhestätten der Gefallenen kaum erreichen, weil die Leichen der im Einsatz getöteten Soldaten nicht zurück in die

9 Richard J. Evans, *Tod in Hamburg*. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830–1910, übers. von Karl A. Klewer, Reinbek bei Hamburg 1990, S. 367–466.

10 Jay Winter, *The Great War and the British People*, Basingstoke 2003, S. 65–102.

11 Bei Offizieren erhielten die Angehörigen des Verstorbenen zusätzlich zu dem offiziellen Telegramm immer auch ein Kondolenzschreiben von wenigstens einem seiner Offizierskameraden, das einige Details über den Einsatz des Mannes und das Gefecht enthielt, in dem er ums Leben kam. Solche Briefe waren im Fall von gewöhnlichen Soldaten keineswegs die Regel, doch machten es sich einfache, gewissenhafte Militärseelsorger zur Aufgabe, die Angehörigen aller Todesopfer in ihren Einheiten zu kontaktieren. Vgl. Edward Madigan, *Faith Under Fire*. Anglican Army Chaplains and the Great War, Basingstoke 2011, S. 105–108.

Heimat überführt wurden.¹² Selbst die wenigen Familien, die über die nötigen Mittel verfügten, um nach Frankreich oder Belgien zu reisen und ein Grab ausfindig zu machen, konnten es keinesfalls regelmäßig aufsuchen, ganz abgesehen davon, dass eine solche Wallfahrt ohnehin nicht infrage kam, wenn sich das fragliche Grab in Saloniki, Gallipoli oder noch weiter weg befand. Das relativ junge Alter der meisten Gefallenen trug sein Teil zu der Empfindung bei, der Tod im Krieg sei unnatürlich und tragisch. Besonders der Sohnestod galt als schmerzhaft, insofern er eine Umkehrung der natürlichen biologischen Ordnung darstellte, der zufolge die Eltern gemeinhin vor ihren Kindern sterben.¹³ Während die Erfahrung tiefer Trauer gewiss keine Besonderheit von Kriegszeiten war, fügte der industrialisierte Krieg somit dem Tod eine grausam unvertraute Dimension hinzu und erschwerte der Zivilbevölkerung die Trauerarbeit. Hunderttausenden britischer Zivilisten, deren Angehörige an der Westfront und an anderen Kriegsschauplätzen ums Leben kamen, blieb folglich nichts als der Versuch, die erlittenen Verluste zu verarbeiten, ohne auf irgendeines der tröstlichen Rituale zurückgreifen zu können, die den Trauerprozess in Friedenszeiten unterstützen.

Mehr noch als die Beschaffenheit des Kriegstods war es jedoch die schiere Dimension der Verluste, die die Gesellschaft zwischen 1914 und 1918 traumatisierte. Die große Mehrheit der zum Militärdienst einberufenen britischen und irischen Männer, nicht weniger als 88 Prozent, überlebte ihren Einsatz.¹⁴ Innerhalb bestimmter Gruppen aber übertraf die Todesrate den nationalen Durchschnitt nicht selten beträchtlich: so bei Familien, die den Verlust mehrerer Kinder zu beklagen hatten, in kleinen städtischen oder ländlichen Gemeinden, aus denen Männer zusammen einrückten und starben, oder in Armeeverbänden, die an der Front besonders übel zusammenkartätscht wurden.¹⁵

12 Archive der CWGC, Heeresbefehl, gezeichnet von Generaladjutant C. F. N. Macready und ausgegeben am 25. April 1915. Zwar wurde eine geringe Zahl von Offizieren, die in den ersten Monaten des Krieges an der Westfront gefallen und beerdigt worden waren, auf Bitten ihrer Familien exhumiert und nach Großbritannien überführt, doch untersagte ein allgemeiner Heeresbefehl vom 28. April 1915 ein solches Vorgehen strengstens. Von diesem Zeitpunkt an wurde an der Front begraben, wer an der Front fiel, ganz gleich, über welche gesellschaftlichen Verbindungen er verfügte. Ausführlicher zu den kulturellen und praktischen Überlegungen hinter der Nichtheimführung Philip Longworth, *The Unending Vigil. A History of the Commonwealth War Graves Commission*, London 1967, S. 14 f.; sowie David Crane, *Empires of the Dead. How One Man's Vision Led to the Creation of WWI's War Graves*, London 2013, S. 68–74.

13 Claudia Siebrecht, »Imagining the Absent Dead. Rituals of Bereavement and the Place of the War Dead in German Women's Art during the First World War«, in: *German History*, Bd. 29, Nr. 2 (2011), S. 206.

14 Winter, *The Great War*, S. 92. Winter beziffert die gesamten Verluste aller einberufenen britischen und irischen Truppen im Kriegsdienst auf 12 Prozent.

15 Ebd., S. 92–102. Wie Winter zeigt, erlitten die gebildeten Eliten aufgrund des Zusammenwirkens bestimmter sozialer und kultureller Faktoren im Krieg unverhältnismäßig hohe Verluste. So schwer sich genau abschätzen lässt, wie oft zwei oder mehr Angehörige derselben Familie im aktiven Dienst getötet wurden, scheint dies doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit vorgekommen zu sein. Eine Gedenktafel in der St. Peter's Church in Priesthorpe, Lincolnshire, erinnert an fünf Söhne des ehemaligen Pfarrers der Kirchengemeinde, Rev. P. W. T. Beechley, die alle an der Front fielen oder tödlich verwundet wurden. Die Petition, die trauernde Angehörige 1920 an den Prinzen von Wales richteten, damit ihre im Kampf gefallenen Familienmitglieder unter Kreuzen statt unter Grabsteinen bestattet würden (siehe unten), listet zahlreiche Fälle von Familien auf, in denen zwei oder drei Brüder oder mitunter ein Sohn und ein Ehemann ums Leben kamen.

II.

Ganz abgesehen von den schmerzlichen Verlusten für die Zivilbevölkerung stellten die extremen Todesraten, die an den diversen Kriegsschauplätzen zu verzeichnen waren, die Militärbehörden vor beispiellose logistische und hygienische Herausforderungen. Die Aufgabe, einen Kompromiss zwischen den praktischen Bedürfnissen der Streitkräfte und den legitimen Anliegen der Millionenzahl trauernder Zivilisten zu finden, oblag der Imperial War Graves Commission.

Die Wurzeln der IWGC reichen in die ersten Monate des Kriegs zurück, als ein findiger und tatkräftiger englischer Kommandant einer Sanitätseinheit des Roten Kreuzes seinen Stab anwies, die Koordinaten der entlang der Frontlinie verstreuten Gräber britischer Soldaten aufzuzeichnen. Der Kommandant, ein gewisser Fabian Ware, wurde Mitte 1917 offiziell in die britische Armee übernommen, in den Rang eines Generalmajors versetzt und zum stellvertretenden Vorsitzenden der neuen Reichskriegsgräberkommission ernannt. In den – für die Briten außerordentlich blutigen – letzten 18 Monaten des Krieges widmete sich die Kommission der Ausarbeitung eines Plans, was nach Kriegsende mit den Gefallenen geschehen solle. Zu diesem Zweck beauftragte sie Sir Frederic Kenyon, den Direktor und leitenden Kurator des British Museum, einen Bericht über die Gestaltung der Friedhöfe für die Opfer des britischen Empire an den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu erstellen.¹⁶ Die einzige, ganz unmissverständliche Instruktion, die Kenyon erhielt, bevor er sich an die Arbeit machte, war die, dass »in der Form oder Art der Ehrenmale im selben Friedhof kein Unterschied [...] zwischen Offizieren und Mannschaften« gemacht werden solle.¹⁷ Davon abgesehen stand es ihm frei, Ratschläge nach eigenem Ermessen zu unterbreiten. Kenyon war ein angesehener Altphilologe und Bibelgelehrter, aber auch ein praktischer und unvoreingenommener Mann, der sich zügig ans Werk machte. Im November 1917 zum Berater ernannt, stellte er im darauffolgenden Januar seinen 24-seitigen Bericht fertig und legte ihn im Februar der Kommission vor.

Drei zentrale Empfehlungen, die Kenyon abgab, avancierten zu Leitgedanken der IWGC und des künftigen britischen Umgangs mit den Kriegstoten. Die erste seiner Empfehlungen lautete, dass es bei der Nichtheimführung der Toten bleiben sollte. Während des Krieges wurde die Regel, dass im Ausland begraben wurde, wer im Ausland starb, spätestens ab April 1915 strikt eingehalten. Die Gültigkeit der Heeresbefehle, die diese Praxis durchgesetzt hatten, erstreckte sich jedoch nur auf die Dauer des Kriegs, womit für die Nachkriegszeit die Möglichkeit im Raum stand, denjenigen, die sich das leisten konnten, zu gestatten, dass sie ihre gefallenen Angehörigen exhumieren und für ein Begräbnis in heimischer Erde nach Hause überführen ließen. Kenyon und mit ihm die Kommission empfahlen nunmehr, dass dies nicht geschehen solle. Zweitens bekräftigte der Bericht den Grundsatz der »Gleichheit des Gedenkens« an Offiziere und Mannschaften und bestand darauf, dass

16 Frederic G. Kenyon, *War Graves. How the Cemeteries Abroad Will Be Designed*, London 1918.

17 Zitiert nach Longworth, *The Unending Vigil*, S. 33.

alle Soldaten unabhängig von ihrem Rang unter identischen Grabmarkierungen zu bestatten seien. Faktisch bedeutete dies, dass man den trauernden Familien das Recht absprach, den Grabstein auszusuchen, der die letzte Ruhestätte ihres gefallenen Angehörigen anzeigte. Schließlich empfahl der Bericht, dass die Gräber aller Soldaten des Commonwealth mit weltlich gestalteten Grabsteinen und nicht mit Kreuzen markiert werden sollten. Dieses säkulare Element im Totengedenken des Commonwealth steht im schärfsten Gegensatz zu dem, was sowohl bei Großbritanniens engstem Verbündeten als auch bei seinem erbittertsten Feind in diesem Krieg Usus war. Die Gräber deutscher Soldaten und sonstiger Militärangehöriger sind ganz unterschiedlich gestaltet, nicht wenige jedoch mit Kreuzen geschmückt. Überraschender noch ist vielleicht, dass im Fall Frankreichs, dieser großen säkularen Republik, in der die Trennung von Kirche und Staat Verfassungsrang besitzt, nahezu alle Gräber mit einfachen Kreuzen versehen sind.¹⁸

Die logistischen und architektonischen Herausforderungen, die sich der IWGC nach Kriegsende stellten, waren wahrhaft gewaltig. Bis 1919 kamen allein in Frankreich und Belgien geschätzte 1200 Friedhöfe unter die Verantwortung der Kommission. Berücksichtigt man sämtliche Kriegsschauplätze, dann hatte sie nunmehr für die Pflege und den Erhalt von 580 000 identifizierten und 180 000 anonymen Kriegsgräbern sowie für ein angemessenes Gedenken an über 530 000 Tote ohne bekannte Grabstätte Sorge zu tragen.¹⁹ Zwar befand sich die Mehrzahl der Kriegspfer an der Westfront, doch waren auch auf Gallipoli, im Nahen Osten und auf dem afrikanischen Kontinent Zehntausende ums Leben gekommen. Ganz abgesehen jedoch von der Herkulesarbeit, die diese Zahlen bedeuteten, sah sich die Kommission, als der Kenyon-Bericht nur wenige Wochen nach dem Waffenstillstand vom November 1918 publik gemacht wurde, mit einer Welle entschlossenen und in vielen Fällen extrem feindseligen öffentlichen Widerstands gegen ihre Vorhaben konfrontiert.

Während viele Menschen, wenn auch widerstrebend,²⁰ bereit waren, die dauerhafte Nichtheimführung zu akzeptieren, ließ die Entscheidung für eine einheitliche säkulare Grabsteingestaltung die Emotionen hochkochen und erntete massive Kritik aus zum Teil sehr einflussreichen Kreisen. Im Frühjahr 1919 startete die Frau des Bischofs von Exeter, Lady Florence Cecil, eine Petition, die forderte, dass Soldaten christlichen Glaubens unter einem Kreuz bestattet werden müssten. Lady Cecil, die selbst einiges über Verlust und Schmerz wusste – sie hatte im Krieg drei Söhne verloren –, sammelte 8000 Unterschriften von trauernden Eltern, Ehefrauen sowie Brüdern und Schwestern von Gefallenen. Der Wortlaut der Eingabe, die schließlich dem Prinzen von Wales als Präsidenten der IWGC überreicht wurde, verrät die Tiefe der Gefühle, die der Debatte ihre Schärfe gaben:

18 Es sei betont, dass in allen drei Fällen die Gräber jüdischer und muslimischer Soldaten grundsätzlich mit einem Davidsstern beziehungsweise einer Mondsichel gekennzeichnet wurden.

19 Longworth, *The Unending Vigil*, S. 56.

20 Ebd., S. 48. Longworth zufolge erhielt die Kommission in der unmittelbaren Nachkriegszeit wöchentlich 90 Heimführungsgesuche.

Wir sind zutiefst verletzt von der Entscheidung der Kommission, dass (abgesehen von denen, die in den Grabstein selbst eingraviert sind und bald der Zeit und Witterung anheimfallen werden) keine Kreuze über den einzelnen Gräbern derjenigen erlaubt sein sollen, die ihr Leben gaben, um das Leben und die Freiheit anderer zu beschützen.

Es war die Kraft des Kreuzes, die es vielen von ihnen ermöglichte, dies zu tun. Es ist die Hoffnung des Kreuzes, die es den meisten von uns möglich macht, ein Leben weiterzuführen, in das kein Sonnenstrahl mehr zu fallen scheint. Uns das Symbol dieser Stärke und Hoffnung zu verweigern, erschwert die Bürde unseres Leids beträchtlich.²¹

Die Cecils waren eine alteingesessene Familie mit besten Verbindungen in politisch einflussreiche Kreise, doch die Unterzeichner der Petition stammten, wie es scheint, aus allen gesellschaftlichen Schichten, und da die meisten neben ihrem Namen kurze Angaben zu ihren gefallen Angehörigen hinterließen, können wir sehen, dass einige von ihnen im Lauf des Krieges nicht nur einen, sondern zwei oder drei Verluste zu verkraften hatten.²² Der Widerstand gegen die Kommission äußerte sich auch in Form herzergreifender Briefe und Artikel in der nationalen Presse sowie geharnischter Reden in beiden Kammern des Parlaments. Im Mittelpunkt der Argumentation der Gegner der Kommissionspläne stand das Gefühl, dass die Hinterbliebenen bereits genug erlitten hatten, ohne dass man ihnen auch noch das Recht verweigerte, selbst über die geeignete Form zu entscheiden, wie ihr Sohn oder Mann bestattet und wie seiner gedacht werden sollte. Wie die ihrer kontinentalen Leidensgenossen schienen die Körper britischer Armeeingehöriger nicht nur im Leben, sondern auch im Tode dem Staat zu gehören.²³ Die Auffassung der Kommission, die ebenfalls über mächtige Unterstützer verfügte, lautete hingegen, dass viele der gefallen Offiziere sich sehnlichst gewünscht hätten, zusammen mit den einfachen Soldaten, an deren Seite sie gekämpft und den Tod gefunden hatten, begraben und in gleicher Weise erinnert zu werden wie sie.

Im Mai 1920 kam es im britischen Unterhaus zu einer leidenschaftlichen Debatte über das Für und Wider der Kommissionspläne. Beendet wurde die Aussprache durch den neu ernannten Vorsitzenden der Kommission, Winston Churchill, der eine gewohnt eloquente Stellungnahme zugunsten der Einheitlichkeit des Gedenkens und der Nichtheimführung abgab. Ihr stimmte die Kammer schließlich zu.²⁴

Weil die Debatte aber so stark polarisiert hatte und weil es um so zutiefst persönliche und emotionale Belange ging, stand die Kriegsgräberkommission nun unter enormem Druck, den Kriegstoten zu angemessenen Ruhe- und Gedenkstätten zu verhelfen. Im Laufe der 1920er Jahre nahm sich eine wahre Armee von Arbeitern, Steinmetzen und Gärtnern unter der Leitung

21 Archive der CWGC, Add4/2/7, Petition an den Prinzen von Wales, 1919.

22 Ebd.

23 Eine fesselnde Beschreibung der überaus schmerzlichen Verluste, die deutsche Frauen während des Kriegs erlitten, bietet Claudia Siebrecht, *The Aesthetics of Loss. German Women's Art of the First World War*, Oxford 2013.

24 Hansard Debates, »Imperial War Graves Commission«, 4. Mai 1920, Bd. 128, §1929–1972.

renommierter Architekten und Gartenbaukünstler der Aufgabe an, die vorhandenen Soldatenfriedhöfe umzugestalten, neue zu entwerfen, die verstreuten Toten zusammenzuführen und von Flandern bis Basra gewaltige Grabdenkmäler für die Vermissten zu errichten. Um die trauernden Angehörigen in diesen Prozess einzubeziehen, beschloss man, es den Familien gefallener Soldaten freizustellen, eine persönliche Grabinschrift zu wählen. Nicht alle Grabsteine tragen individuelle Inschriften, aber doch die meisten, und sie vermitteln uns faszinierende Einsichten in die Gefühlswelt der Hinterbliebenen. Viele dieser Grabinschriften drücken in schlichten Worten den Schmerz der Trauernden aus, wie im Falle des einfachen Soldaten William Tingle, dessen Grabstein im Suffolk-Friedhof in Flandern folgende Worte zieren: »Der Tod trennt, das Gedächtnis hält fest, in der Erinnerung seiner Frau und Kinder.« Auch auf religiöse Sinnsprüche und Bibelzitate trifft man sehr oft. Am häufigsten wurde in den Nachkriegsjahren wohl ein Satz aus dem Johannes-Evangelium als Grabinschrift gewählt: »Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.«²⁵

Sehr vielen der persönlichen Inschriften ist anzumerken, wie die Hinterbliebenen darauf beharrten, dass ihr Sohn, Bruder oder Ehemann nicht umsonst gestorben sei, sondern sein Leben für einen höheren Zweck hingegeben habe. Ein ziemlich typischer Ausdruck dieses Beharrens ist auf dem Grabstein von Frank Harold King zu lesen, der im April 1917 getötet wurde und im britischen Friedhof Monchy in Pas de Calais begraben ist. Sein Epitaph lautet: »Er opferte sein Leben, um die Freiheit zu beschützen, die wir heute genießen.« Die Inschrift für einen Soldaten der Westminster Rifles, der 1915 fiel und nicht weit von der belgischen Grenze in Houplines beigesetzt wurde, verleiht diesem Gedanken noch unverblümter Ausdruck: »Er starb, um ein Abkommen aufrechtzuerhalten.« Überraschender ist vielleicht, dass eine kleine Anzahl von Grabinschriften Wut oder Frustration über den Verlust des Gestorbenen anklingen lässt, wie etwa im Fall von Leutnant Arthur Conway Young, dessen Grabstein auf dem Tyne-Cot-Friedhof mit den Worten geschmückt ist: »Dem Trugschluss geopfert, dass Krieg den Krieg beenden kann.«

Das Recht, den Wortlaut einer individuellen Grabinschrift zu bestimmen, vermittelte den Familien der gefallenen Soldaten das Gefühl, dass es im Gedenken auf sie ankam. Es ermöglichte den Hinterbliebenen, ihrem Schmerz öffentlich Luft zu machen, und besänftigte einen Gutteil der Kritik, die unmittelbar nach Kriegsende an der Kommission laut geworden war. Die überschaubare Zahl von Historikern, die sich zur Arbeit der Kommission geäußert hat,²⁶ hat der Freiheit, persönliche Inschriften auszuwählen, nicht viel Beachtung geschenkt, doch scheint dieses Vorrecht den Leidtragenden des Empire in ihrem Bemühen, über den erlittenen Verlust hinwegzukommen,

25 Der Grabstein des am häufigsten besuchten britischen Kriegsgrabs in Flandern, dem von Noel Chavasse, einem Offizier des Royal Army Medical Corps, der zweimal mit dem Viktoriakreuz (der höchsten britischen Tapferkeitsauszeichnung) geehrt wurde, trägt diese Worte ebenso wie das Grab des unbekanntem Soldaten in der Westminster Abbey, das nach wie vor einer der zentralen Gedenkort ist.

26 Longworth, *The Unending Vigil*; Julie Summers, *British and Commonwealth War Cemeteries*, Colchester 2010; sowie Crane, *Empires of the Dead*.

eine echte Hilfe gewesen zu sein. Überdies verkannte die Historiografie bislang, wie ungewöhnlich der britische Umgang mit den Kriegstoten war, der sich damals herauskristallisierte. Weder das Recht auf eine individuelle Inschrift noch der Grundsatz, die Grabsteine säkular zu gestalten, wurde von irgendeinem der anderen kriegsbeteiligten Staaten übernommen. Der britische beziehungsweise der Commonwealth-Ansatz in der Behandlung der eigenen Kriegsoffer, wie er sich in der Arbeit der Kommission ausdrückte, war somit einzigartig und seiner Zeit weit voraus. Dies gilt auch für kleine, aber bedeutende Details der Gedenkpraxis. So bezeichnen etwa im Falle Frankreichs und Deutschlands die Wörter »soldat inconnu« beziehungsweise »unbekannter Soldat« die Gräber nicht identifizierter Soldaten. Dies steht in einem interessanten Gegensatz zu der Formel »Known unto God« (Gott allein sind sie bekannt), die von Rudyard Kipling vorgeschlagen und auf den Grabsteinen unbekannter britischer Soldaten angebracht wurde. Der Wendung kommt umso mehr Gewicht zu, als Kiplings eigener Sohn 1915 in der Schlacht von Loos umkam und kein bekanntes Grab hat.²⁷

III.

Es überrascht nicht, dass Menschen, die Angehörige auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs verloren, an der Frage des Umgangs mit den Kriegstoten tiefen Anteil nahmen. Überraschen könnte allerdings, dass auch ihre Nachkommen, von denen viele keinen direkten Bezug zu den Verstorbenen haben, ein emotionales Verhältnis zu den Toten pflegen. Diese anhaltende Verbundenheit mit den Toten ist zumindest zum Teil ein Vermächtnis der außergewöhnlichen Arbeit, die die Imperial War Graves Commission in den Jahren nach dem Waffenstillstand leistete. Obwohl sie sich gegen den Vorwurf verwehrt hätten, operierten die Mitglieder der Kommission doch mitunter wie eine elitäre Gruppe, die den Massen der Hinterbliebenen ihren Willen aufzwang.²⁸ Wie Michèle Barrett angemerkt hat, wurde zudem der Kommissionsgrundsatz der »Gleichheit des Gedenkens« im Falle nichtweißer Soldaten, die an außereuropäischen Kriegsschauplätzen starben, in der Regel nicht aufrechterhalten. Dessen ungeachtet scheint die Kommission eine bedeutende Rolle dabei gespielt zu haben, in einer Zeit noch nie dagewesener und breitester Kreise betreffender Verluste in der britischen und der Weltgeschichte die überaus heikle Spannung zwischen staatlichen Erfordernissen und den Bedürfnissen einer trauernden Öffentlichkeit aufzulösen.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

27 In den frühen 1990er Jahren identifizierte die CWGC das Grab eines unbekanntes Offiziers der Irish Guards als John Kiplings letzte Ruhestätte. In Umlauf gebracht wurde diese umstrittene Bestimmung von den Schlachtfeld-Touristenführern und Autoren Tonie und Valmai Holt in ihrem Buch *My Boy Jack. The Search for Kipling's Only Son*, Barnsley 1998.

28 Crane, *Empires of the Dead*, S. 145f.

29 Michèle Barrett, »Subalterns at War. First World War Colonial Forces and the Politics of the Imperial War Graves Commission«, in: Rosalind C. Morris (Hg.), *Can the Subaltern Speak? Reflections on the History of an Idea*, New York 2010, S. 156–176.

Heonik Kwon *Brüderlich vereint. Bürgerkriegstote in Vietnam und Europa*

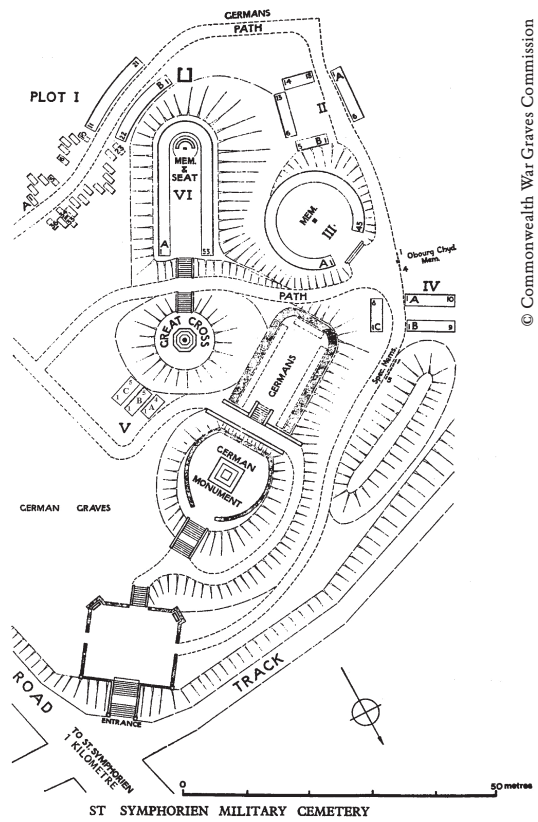
Moderne Soldatenfriedhöfe verkörpern einige zentrale Grundsätze des modernen politischen Lebens wie die der Gleichheit und der Brüderlichkeit. Die Kriegsgräberstätten aus dem Ersten Weltkrieg, die sich durch Nordfrankreich und Westflandern an der ehemaligen Westfront entlangziehen, sind in dieser Hinsicht besonders bemerkenswert. Die sterblichen Überreste der gefallenen Soldaten wurden hier in schmucklosen, identischen Einzelgräbern beerdigt, ohne dass dabei Rücksicht auf die soziale Herkunft der Toten und etwaige Klassenunterschiede genommen worden wäre – weshalb man diese Form der prinzipiellen Gleichbehandlung auch als »Demokratie des Todes« bezeichnet hat.¹ Meistens wurden die Gefallenen nach Nationalitäten getrennt in ihren jeweiligen Nationalfriedhöfen beigesetzt. Zu diesen zählen etwa der australische Friedhof im französischen Villers-Bretonneux und der Deutsche Soldatenfriedhof Vladslo in Belgien, auf dem die berühmte, bewegende Skulptur »Trauerndes Elternpaar« von Käthe Kollwitz steht.

Es gibt jedoch auch einige Ausnahmen von dieser Praxis. Eine davon ist der Soldatenfriedhof Saint-Symphorien westlich der belgischen Stadt Mons. Die meisten der hier begrabenen Männer fielen in den Anfangstagen des Ersten Weltkriegs in der Schlacht bei Mons, bevor sich das Kampfgeschehen weiter westlich zum Stellungskrieg entwickelte.² Die Grausamkeit der Grabenkämpfe samt ihrer tragischen Konsequenzen ist umfassend dokumentiert. Die Gefallenen in den Schützengräben blieben zumeist in der Obhut ihrer jeweiligen nationalen Armeen, die sie unter den Mindestbedingungen bestatteten, an denen diese Armeen auch in Zeiten gewaltiger Opfer an Menschenleben festhielten. In der früheren, chaotischen Schlacht bei Mons jedoch gab es keinen starren Frontverlauf, sodass mitunter die Leichname von Gefallenen in die Hände des Feindes fielen. In diesen frühen Kriegstagen waren die militärischen Bestattungsbräuche noch nicht festgeschrieben, was dazu führte, dass die Toten eilends in Dorfwäldern oder an anderen gerade zur Verfügung stehenden Orten begraben wurden. Letztlich gingen hieraus Soldatenfriedhöfe wie der in Saint-Symphorien hervor, auf denen eine Gruppe gefallener Soldaten ihre letzte Ruhestätte mit der ihrer Feinde teilte.

Der Soldatenfriedhof in Saint-Symphorien beherbergt 284 deutsche und 229 Commonwealth-Kriegsgräber, darunter auch die mehrerer irischer und kanadischer Soldaten. Obwohl auf dem landschaftsgärtnerisch vorbildlich gestalteten Friedhof separate Gräberfelder für die nationalen Gruppen angelegt wurden, stellt dieser doch insgesamt eine einzigartige Gedenkstätte dar, deren Struktur sich erheblich von der anderer, bekannterer Friedhöfe an der

1 Thomas W. Laqueur, »Memory and Naming in the Great War«, in: J. R. Gillis (Hg.), *Commemoration. The Politics of National Identity*, Princeton 1994, S. 151.

2 Vgl. Edward Madigan, »St. Symphorien Military Cemetery, the Battle of Mons and British Centenary Commemoration«, 13. Juni 2013, online unter: <http://www.centenary.oucs.ox.ac.uk/memoryofwar/st-symphorien-military-cemetery-the-battle-of-mons-and-british-centenary-commemoration/> [11.1.2014].



Ein Blick aus der Vogelperspektive zeigt die »Kreise der Brüderlichkeit« auf dem belgischen Friedhof Saint-Symphorien.

ehemaligen Westfront unterscheidet. Die Idee der Gleichheit gilt dabei für beide Formen der Friedhofsgestaltung. Wie anderswo sind die Gefallenen auch in Saint-Symphorien in einfachen, nahezu identischen Gräbern beigesetzt, wengleich sich die britischen und die deutschen Grabsteine geringfügig unterscheiden. Die Idee der Brüderlichkeit jedoch, die Stätten wie Vladslo und Villers-Bretonneux so offensichtlich zum Ausdruck bringen, tritt in Saint-Symphorien nicht so klar zutage. Britische und deutsche Gräber bilden hier je eigene kleine Kreise gesonderter brüderlicher Solidarität, während sich das Verhältnis zwischen diesen Gräberkollektiven nicht so leicht in der Sprache der Solidarität beschreiben oder auf die aus der Geschichte des modernen Kriegswesens bekannten Begriffe der Brüderlichkeit und nationalen Einheit bringen lässt. Edward Madigan stellt fest: »In Saint-Symphorien sind die meisten Kriegstoten aus dem Commonwealth in ihren eigenen, separaten Gräberfeldern beigesetzt. In unmittelbarer Nähe liegt jedoch eine ungefähr gleich große Zahl deutscher Gefallener, und in einer symbolisch herausgehobenen Ecke des Friedhofs sind ein deutscher Gefreiter und ein englischer Offizier Seite an Seite begraben. Auch die verschiedenen Mahnmale für die britischen Toten, die die Deutschen während des Kriegs errichteten, verleihen dem Friedhof eine echte Atmosphäre des Friedens und der Versöhnung. Der Mythos, die Soldaten des Großen Kriegs seien auf dem Schlachtfeld erbitterte Gegner, im Tod aber Kameraden gewesen, findet somit an diesem Ort durchaus einen echten Widerhall.«³

3 Ebd.

Tatsächlich steht Saint-Symphorien heute offensichtlich nicht für nationale Solidarität, sondern für eine Form von Solidarität, die über nationale Zugehörigkeiten hinausweist. Saint-Symphorien ist nicht der einzige Friedhof aus dem Ersten Weltkrieg mit Gräberanordnungen, die sich über die politische Kluft hinwegsetzen und damit die Idee der »Kameraden im Tod« verkörpern. Ähnlich gemischte Friedhöfe finden sich in den Grenzregionen zwischen Belgien und Deutschland sowie zwischen Frankreich und Belgien, wo französische und deutsche Soldaten ihre gemeinsame letzte Ruhestätte gefunden haben. Sie sind wesentlich kleiner als die Soldatenfriedhöfe in Ypern und an anderen Orten entlang der ehemaligen Westfront und fanden bislang deutlich weniger öffentliche Beachtung. Im vergangenen Jahr jedoch war hier im Vorfeld der Feierlichkeiten, mit denen zwischen 2014 und 2018 des Kriegs vor einhundert Jahren gedacht werden wird, ein Umschwung festzustellen. Im November 2013 veranstalteten Deutschland und Frankreich zum ersten Mal überhaupt an verschiedenen Orten in Belgien gemeinsame Gedenkfeiern. Die britische Regierung hat beschlossen, in ihren Veranstaltungen zur hundertsten Wiederkehr des Ersten Weltkriegs, die sich über vier Jahre erstrecken sollen, die Botschaft der Versöhnung in den Mittelpunkt zu stellen; eröffnet werden sie im August 2014 auf dem britisch-deutschen Friedhof in Saint-Symphorien. Ganz allgemein stoßen die Hundertjahrfeiern zum Ersten Weltkrieg bei nationalen und regionalen staatlichen Stellen in Frankreich, Deutschland und Großbritannien auf reges Interesse, ein Interesse, das mit einer besonderen Aufmerksamkeit für die Ästhetik gemischter Kriegsgräber und die damit verbundene versöhnliche Geste eines gemeinsamen Gedenkens einhergeht. Woher kommt aber dieses plötzliche Interesse an gemeinsamen Friedhöfen aus dem Ersten Weltkrieg heute, beinahe hundert Jahre nach seinem Ausbruch? Was besagt dieses Phänomen über die oben erwähnten Leitgedanken der Gleichheit und der Brüderlichkeit?

Die Vorbereitungen für die Gedenkveranstaltungen liegen gemeinhin in den Händen der Politik und der öffentlichen Verwaltungen. Von einigen Ausnahmen abgesehen, sind sie für die Familien und lokalen Gemeinschaften nicht von großer unmittelbarer Bedeutung. Die Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg haben mittlerweile die Schwelle dreier Generationen überschritten und sind insofern nicht mehr lebendig in dem Sinne, dass sie innerhalb verwandtschaftlicher Bezüge aktiv gepflegt und in vertrauten sozialen Milieus tradiert würden. Sie bilden mithin kein »kommunikatives Gedächtnis« mehr, wie Jan Assmann dies in Abgrenzung vom öffentlichen oder kulturellen Gedächtnis genannt hat.⁴ Während in Westeuropa hauptsächlich staatliche Stellen ihr Augenmerk auf gemischte Kriegsgräber richten, sind es in anderen Teilen der Welt Familien und Gemeinschaften, die energisch ein ähnliches Interesse verfolgen. Der gegenwärtige Umgang mit den sterblichen Überresten der Kriegstoten in Vietnam ist hierfür ein deutliches Beispiel.

In der Regenzeit des Jahres 2003 war ich eines Abends zu Gast bei der Familie Le in den Marmorbergen südlich von Da Nang, einem Wirtschafts-

4 Jan Assmann, »Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität«, in: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1988, S. 9–19.

zentrum in Zentralvietnam, um an einem Festmahl teilzunehmen. Einige Jahre zuvor hatte die Mutter dieser traditionellen Familie von Steinmetzen eine bescheidene, aber dennoch bedeutsame Familienfeier zum Gedenken an ihre Toten ausgerichtet, an die nun die Zeremonie von 2003 anknüpfen sollte.⁵ An besagtem Abend zeigte die Mutter ihren geladenen Gästen stolz ein neues Porträt ihres jüngsten Sohnes, das ein örtlicher Künstler angefertigt hatte. Dieser Sohn war 1969 im Vietnamkrieg als Soldat der Saigon-Armee – der Armee des von den Vereinigten Staaten unterstützten Südvietnam – gefallen und in einem südvietnamesischen Soldatenfriedhof beigesetzt worden; nach der Wiedervereinigung des Landes im Jahr 1975 verlor dieser Friedhof an Bedeutung und wirkt heute verwaist. Nach 1975 hatte die Mutter ein Bildnis dieses toten Sohnes in seiner Schuluniform heimlich im Schlafzimmer aufbewahrt, während im Wohnzimmer der Familie stolz ein einsames Porträt ihres ältesten Sohnes in Militäruniform prangte, der 1971 im Dienst der nordvietnamesischen Volksarmee umgekommen war. Heute teilen sich diese beiden gefallenen Soldaten gleichberechtigt den Ahnenaltar der Familie. In den Nachkriegsjahren jedoch hatte deren häusliche Sphäre der übermächtigen, staatlich verordneten moralischen Hierarchie zwischen heldenhaften revolutionären Märtyrern und »Konterrevolutionären« Rechnung zu tragen. Am Abend meines Besuches war die Mutter dieser beiden Soldaten glücklich darüber, nunmehr ein Porträt ihres jüngsten Sohnes neben das ihres ältesten stellen zu können. Auf dem neuen Bild hatte der gefallene Saigon-Soldat alles Schülerhafte abgelegt, er wirkte jetzt so reif wie sein älterer Bruder, der ordensgeschmückte revolutionäre Märtyrer. Die Gäste merkten erwartungsgemäß an, wie gut beide Brüder aussahen und wie glücklich es sie machte, die beiden Männer Seite an Seite ruhen zu sehen.

Der Mutter ging es darum, sich ihre beiden Kinder und diese einander näher zu bringen, indem sie sie aus der von der staatlichen Politik vorgegebenen Hierarchie des Todes herauslöste, die beide zuvor getrennt hatte. Das wichtigste Mittel zu diesem Zweck war die beschriebene Umgestaltung des Platzes im Haus, der dem Gedenken an die Ahnen vorbehalten ist und an dem die Lebenden tagtäglich mit den Toten kommunizieren, indem sie ihnen Essen, Wasser und Blumen darbringen. Andere Familien in den Marmorbergen gingen noch weiter. In jüngerer Zeit sind wieder ausgehobene Gräber in den dortigen vietnamesischen Soldatenfriedhöfen zu einem zunehmend vertrauten Anblick geworden. (In Vietnam werden die Gefallenen nicht in einem zentralen Nationalfriedhof beigesetzt, sondern am Ort ihrer Geburt.) Die sterblichen Überreste, die aus den geweihten Gedächtnisstätten der Nation exhumiert werden, kommen dabei zumeist in neu angelegte oder hergerichtete Familiengräber. In diesen für gewöhnlich aufwendig geschmückten letzten Ruhestätten werden die seit dem Krieg in verstreuten Gräbern beigesetzten Familienangehörigen an einem Ort zusammengeführt. Die meisten der auf diese Weise verlegten Grabstätten gefallener Revolutionskämpfer behalten auch in den Familiengrüften noch manches Kennzeichen ihres herausragenden politischen und moralischen Status. Interessant an diesem

5 Heonik Kwon, *Ghosts of War in Vietnam*, Cambridge 2008, S. 60f.

neuen Phänomen ist der Umstand, dass die Toten, anders als in den Soldatenfriedhöfen, in den Familiengrabstätten ungeachtet ihrer jeweiligen politischen Identitäten und Zugehörigkeiten im Kriege beieinanderliegen können. In einer Familiengruft kann folglich das Grab eines Revolutionssoldaten neben dem seines Bruders oder Onkels liegen, der im Revolutionskrieg auf der gegnerischen Seite kämpfte, statt neben dem eines Waffengefährten. Anders als das Grab des Erstgenannten trägt Letzteres natürlich üblicherweise kein sichtbares Zeichen der politischen Aktivität des Bestatteten in Kriegszeiten. Den Friedhofsbesuchern ist jedoch sehr wohl bewusst, dass in dieser neuen Grabstätte Soldaten zusammengeführt werden, die man einst gegeneinander in den Kampf schickte, und dass die Toten somit in ihrer neuen Ruhestätte aus der Struktur der Feindschaft herausgelöst werden, die ein integraler Bestandteil der Kriegsrealität war. Letztlich werden sie damit aus dem Krieg selbst herausgelöst.

Dieses Phänomen lässt sich mit Hegel als eine Auseinandersetzung zwischen Familie und Staat, zwischen der Ethik der Verwandtschaft und den Gesetzen des Staates verstehen. Hegel zufolge liegt es in der Natur des modernen Staats, die von seinen Bürgern erbrachten Opfer, die er für verdienstvoll hält, in ehrendem Andenken zu halten. In einem Bürgerkrieg führt dies jedoch zum Konflikt mit der Familie, die moralisch dazu neigt, ja in der Pflicht ist, aller Toten, die zum Familienstammbaum gehören, gleichermaßen zu gedenken. Beide Formen des Gedenkens sind ausgrenzend. Der Staat grenzt diejenigen aus, die er für unwürdig oder für Verräter hält; der Familie ist ihrem Wesen nach die Erinnerung an jene gleichgültig, die nicht mit ihr verwandt oder Fremde für sie sind. Zwischen diesen beiden Typen von Ausgrenzung kann sich jedoch – insbesondere vor dem Hintergrund eines Bürgerkriegs, der Gemeinschaften als einander wechselseitig negierende politische Kräfte mobilisiert – eine mächtige integrative moralische Praxis herausbilden. Die Gedenkpraxis der Familie muss über das Freund/Feind-Schema des Staates hinausgehen, wenn sie ihrer ethischen Integrität gerecht werden will. Sie hat daher jene einzubeziehen, die der Staat im Hinblick auf die politische Gemeinschaft als Fremdlinge erachtet. Entwickelt sich das Streben der Familie nach diesem moralischen Ziel zu einer allgemeinen Praxis, dann verändert dies die bestehenden Parameter der ausschließenden staatlichen Politik des Todes.

Der neue Trend zu politisch gemischten Grabstätten in Vietnam ist natürlich ein anderes Phänomen als das aufkommende Interesse an gemischten Soldatenfriedhöfen in Westeuropa. Entstehen Erstere aufgrund der Initiative privater familiärer Gruppen, so verdanken sich Letztere dem oben erwähnten veränderten Fokus staatlicher Behörden. Zudem geht es bei den vietnamesischen Grabstätten, anders als an Orten wie dem Friedhof in Saint-Symphorien, um gefallene Soldaten mit einer gemeinsamen nationalen Herkunft. In den gemischten Kriegsgräbern in Vietnam spiegelt sich eine Bürgerkriegsgeschichte, die nicht nur die Gesellschaft in politische Lager geteilt, sondern auch zahllose traditionelle Gemeinschaften gespalten hat. Der Konflikt an der Westfront war ein anderer Krieg, einer, der von verschiedenen Nationalstaaten sowie (sich national formierenden) imperialen Mächten ausgetragen wurde.

Über diese offensichtlichen Unterschiede hinaus jedoch weisen die Entwicklungen in Europa und Asien auch einige Gemeinsamkeiten auf, die mit der Frage zu tun haben, wie eine Gesellschaft sich ihrer eigenen Vergangenheit erinnern will.

Eine interessante Gemeinsamkeit betrifft den Begriff des Bürgerkriegs, der sich trotz der beträchtlichen räumlichen wie zeitlichen Distanz zwischen ihnen auf beide historischen Kontexte anwenden lässt. Der Vietnamkrieg war in zwei wichtigen Hinsichten ein Bürgerkrieg. Die eine geht deutlich aus den oben geschilderten Begebenheiten sowie aus den Umständen des alltäglichen Lebens in Vietnam hervor, vor allem im südlichen Teil des Landes, der bis 1975 Südvietnam gewesen war. Der Vietnamkrieg war jedoch auch in einem anderen, umfassenderen Sinn ein Bürgerkrieg. Er war nämlich ein Teil von Vietnams langem politischem Ringen um einen gänzlich unabhängigen Nationalstaat und somit eine Fortsetzung des vorausgegangenen Kampfes gegen die französische Kolonialherrschaft. Doch wurde dieser Kampf vor dem Hintergrund und als ein Teil des globalen Kalten Krieges geführt, der die Welt in zwei sich wechselseitig negierende politische Kräfte und Lager spaltete. Für Vietnam, Korea und viele andere Nationen, die diesen globalen Konflikt als eine radikale politische und militärische Krise erlebten, war der Kalte Krieg im Grunde genommen ein Bürgerkrieg von globalem Ausmaß und Stellenwert. Der vietnamesische Bürgerkrieg bildete insofern einen Teil jenes globalen Bürgerkriegs, den der Kalte Krieg für viele Nationen und Gemeinschaften darstellte, die dabei waren, ihre kolonialen Fesseln abzustreifen. Obwohl diese Dimension des Vietnamkriegs das gemeinschaftliche Leben Vietnams im Privaten prägt, ist sie im öffentlichen Raum des Landes oder in seiner offiziellen Geschichtsschreibung nach wie vor unsichtbar. Die offizielle Geschichte hält am Bild des Vietnamkriegs als eines revolutionären antikolonialen Kampfes für die nationale Befreiung fest, der von einer angeblich geeinten Gesellschaft gegen ausländische Interventionskräfte geführt wurde. Wie jedoch schon angemerkt, wandelt sich die Bedeutung des Kriegs angesichts der derzeitigen gewaltigen Transformation der vietnamesischen Gesellschaft. Das neue Phänomen der gemischten Kriegsgräber steht symbolisch für die Macht dieses Wandels, der die bislang verhehlte Bürgerkriegsdimension des Revolutionskriegs auf kommunalem Grund sichtbar werden lässt.

Der Erste Weltkrieg war kein Bürgerkrieg im üblichen Sinne. Interessanterweise haben jedoch einige scharfsinnige Historiker – insbesondere solche, die sich mit den Langzeitfolgen des Kriegs und nicht nur mit seinen historischen Ursachen beschäftigen – den Vorschlag gemacht, diesen Konflikt in erster Linie als einen europäischen Bürgerkrieg zu verstehen. Diese Auffassung ist eng mit dem Bedürfnis nach einer europäischen Geschichte des Ersten Weltkriegs verbunden – einer europäischen Geschichte, die, mit Jay Winter und Antoine Prost gesprochen, »eines Tages geschrieben werden muss, wenn Europa jemals seine eigene Identität ausbilden will«. ⁶ Bislang wurde dieses Feld im Wesentlichen von nationalen Historiografien beherrscht. Mit europäischem Blick lässt sich die zeitgenössische Erinnerungslandschaft

6 Jay Winter/Antoine Prost, *The Great War in History. Debates and Controversies, 1914 to the Present*, Cambridge 2005, S. 4.

des Ersten Weltkriegs, einschließlich des oben beschriebenen öffentlichen Interesses an gemischten Soldatenfriedhöfen, jedoch sehr viel besser erfassen. Aus dieser Perspektive verfügen die in Saint-Symphorien begrabenen Soldaten über zwei verschiedene Identitäten. Die eine ist ihre nationale, also ihre britische oder deutsche Identität – mithin eine Zugehörigkeit aus jenem Spektrum von Identitäten, das im vergangenen Jahrhundert in Europa und anderswo im Mittelpunkt der herkömmlichen Praktiken des Kriegsgedenkens stand. Die andere ist ein neues Bewusstsein der politischen Identität und Einheit, das im selben Jahrhundert allmählich in kritischer Reaktion auf die Zerstörungen des Ersten und des Zweiten Weltkriegs herangereift ist – die europäische Identität. In dieser Doppelverfassung einer zugleich nationalen und transnationalen Existenz ist der Soldatenfriedhof von Saint-Symphorien kein marginaler Ort der Toten mehr, an dem die einstigen Feinde, einem merkwürdigen Zufall geschuldet, gemeinsam ruhen. Er wird vielmehr zu einer wichtigen, zunehmend bedeutungsvollen Gedenkstätte, an der die Besucher nicht nur über die alte Feindseligkeit des Krieges nachsinnen, sondern auch die Bemühungen würdigen können, eine Freundschaft zu schließen, die alte Feindschaften und eine eng verstandene, staatsfixierte Moral der Brüderlichkeit überwindet.

Ich halte die gegenwärtigen Entwicklungen im Andenken an den Ersten Weltkrieg für das hoffnungsvolle Zeichen eines Fortschritts. Das historische Erbe eines Krieges zu bewältigen, ist eine gewaltige Herausforderung, die sich im Fall eines Bürgerkriegs noch schwieriger darstellt. In solchen Konflikten pflegen Brüder gegen Brüder zu kämpfen, was in ihren Gemeinschaften besonders tiefe Wunden reißt und den Versuch eines versöhnenden Eingedenkens vor besondere Probleme stellt. Ungeachtet dieser Schwierigkeiten hat eine Betrachtung des Ersten Weltkriegs als Bürgerkrieg jedoch ihre Vorzüge. Versöhnende Werke, die sich auf die Geschichte eines Bürgerkriegs beziehen, zielen nicht nur darauf ab, alte Wunden zu heilen, sondern können dadurch auch den Gemeinschaftsgeist stärken. Dies geschieht heute zweifellos auf lokaler Ebene in Vietnam, wo man sich um den Aufbau einer demokratischeren Gesellschaft bemüht, indem man die Welt der Toten demokratisiert. Diese Anstrengungen stehen im Einklang mit der modernen sozialwissenschaftlichen Einsicht, dass die Verfassung der Gemeinschaft, die wir für uns selbst erschaffen, in hohem Maße davon abhängt, wie kreativ wir der Toten gedenken.⁷ Diese Einsicht gilt für Europa heute so wie vor hundert Jahren.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

7 Émile Durkheim, *Die elementaren Formen des religiösen Lebens* [1912], übers. von Ludwig Schmidts, Frankfurt am Main/Leipzig 2007.